



Ascher Heimatbrief



Folge 4

April 2017

69. Jahrgang



Die Turnhalle in Schönbach

Die Gemeinde Schönbach, im Volksmund „Schämbe“ genannt, war mit mehr als 2200 Einwohnern der viertgrößte Ort im Ascher Bezirk und ist nicht zu verwechseln mit dem Städtchen Schönbach im Egerland, das man früher zur Unterscheidung „Fernschämbe“ nannte. „Ein lebhaftes Vereinswesen hielt die Bevölkerung in Schwung“, schreibt Richard Rogler in der „Eigenwilligen Historie des Ascher Ländchens“ von Benno Tins. „Es gab zwei Turnvereine, zwei Gesangsvereine, Vereine für Obstbau und Kleintierzucht und natürlich die Feuerwehr. Den stärksten Zulauf hatte der Deutsche Turnverein. Er begann 1912 mit dem Bau einer eigenen Turn-

halle, die noch im ersten Kriegsjahr 1914 fertiggestellt werden konnte.“ Sie war bis 1946 ein gesellschaftliches Zentrum für das eigenständige dörfliche Leben im Ort, obwohl Schönbach unmittelbar mit der Stadt Asch zusammengewaschen war. Die Turnhalle ist auch heute noch ein oft genutzter Versammlungsraum.

Im Jahre 1901 wurde an der Gemeindegrenze zu Asch die Aktienbrauerei errichtet, deren Dampfschlot noch auf Ascher Gebiet stand. Wie zu hören war, soll die Tradition des Bierbrauens in den alten Mauern wieder neu ins Leben gerufen werden. (Siehe Foto auf Seite 47.)

Gemeinsam in der Wahrheit leben Das Ziel der Verständigung

Von Bernd Posselt, Sprecher der Sudetendeutschen Volksguppe

Der tschechische Ministerpräsident Bohuslav Sobotka, ein Mann mit christlichen Wertvorstellungen, wurde mit mehr als zwei Dritteln

der Stimmen als Parteichef der Sozialdemokraten wiedergewählt, obwohl er unter dem massiven Druck des rückwärtsgewandten Zeman-Flügels seiner Partei steht. Seinem europäisch-staatsmännischen Format

ist eine Atmosphäre zwischen Bayern und der Tschechischen Republik, aber auch innerhalb der Prager Regierung zu verdanken, die mutige Christdemokraten wie Vizepremier Pavel Belobrádek und Kulturminister Daniel Herman für Zeichen der Versöhnung gegenüber uns Sudetendeutschen nutzten, die noch vor zwei Jahren undenkbar gewesen wären. Dasselbe gilt für die Sozialministerin Michaela Marksová, die schon 2015 bei einer sudetendeutschen Gedenkveranstaltung zum Wiesbadener Abkommen unserer Volksgruppe mit den Exiltschechen der Nachkriegszeit im Hessischen Landtag gesprochen hatte und jetzt bei den Vorstandswahlen der tschechischen Sozialdemokraten das mit Abstand beste Ergebnis erhielt.

Er verurteilte ohne Wenn und Aber den der Vertreibung zugrundeliegenden Kollektivschuldgedanken, würdigte den Verständigungs- und Reformkurs unserer Landsmannschaft als wichtigen Schritt für eine dauerhafte Verständigung und meinte in einem doppelseitigen Interview mit dem linken Massenblatt *Právo*, wir Sudetendeutschen seien die natürlichen Verbündeten des tschechischen Volkes in Mitteleuropa, und es sei „die Aufgabe unserer Generation“, auch in schwierigen Fragen eine gemeinsame Sprache zu finden. Bei den künftigen Etappen des deutsch-tschechischen Dialoges sollte man auf diese kluge Aussage zurückkommen.

Dies erinnert an Otto von Habsburg, dessen Ratschlag bei passender Gelegenheit lautete: „Gebt den Worten ihren Sinn wieder.“

Westlich des Böhmerwaldes ist man auch nicht frei von vernebelnden Begriffen. So nennt man oft die gewaltsam aus ihrer Heimat Vertriebenen „Flüchtlinge“ oder gar – wie in der früheren DDR üblich – „Umsiedler“.

Auf tschechischer Seite war es lange tabu, die kollektive Entrechtung und Vertreibung der Sudetendeutschen auch so zu nennen, man sprach lieber von einem „odsun“, also einer Abschiebung. Einstmals mehrheitlich von Sudetendeutschen bewohnte Gemeinden veröffentlichten zum Teil heute noch historische Darstellungen, in denen vom Mittelalter bis zur Gegenwart nahezu jedes wichtige Ereignis der Lokalchronik erwähnt wird, nur nicht, dass 1945 fast die gesamte Bevölkerung vertrieben und durch tschechische Siedler ersetzt wurde. Bei Führungen durch Dörfer und Städte, Klöster und Schlösser hört man immer noch, die Bewohner beziehungsweise Eigentümer seien nach Kriegsende „weggegangen“.

Gott sei Dank ist dies immer mehr meist jungen Tschechen peinlich. Sie stellen bohrende Fragen an ihre Eltern und Großeltern, warum die jahrhundertlang hier lebenden Deutschen eigentlich verschwunden seien, besuchen unsere Heimatortsgemeinschaften, Kultureinrichtungen, Museen und das Sudetendeutsche Haus, forschen in tschechischen Archiven nach der Wahrheit und dokumentieren diese, wenn sie nicht nur aus eigener Wissbegier so handeln, in Filmen, Theaterstücken. Romanen, historischen Büchern und Presseartikeln.

In Gablonz wird diskutiert, das Rüdiger-Denkmal wieder aufzustellen – wenn es auch eine Kopie sein wird, denn das Original steht inzwischen im bayerischen Neugablonz. In Prag erwägt der Stadtrat die Wiedererrichtung des 1918 gestürzten Radetzky-Denkmals am Kleinseltner Ring, und das tschechische Verteidigungsministerium hat ein eigenes Budget, mit dem es auch in früher deutschsprachigen Gemeinden der Böhmisches Länder die bei der Vertreibung vernichteten Kriegerdenkmäler für die Toten der Jahre 1914 bis 1918 neu aufbaut. In manchen – leider nicht in allen – tschechischen Schulbüchern wird deutlicher und ehrlicher über die Vertreibung informiert als in etlichen deutschen.

Gegen all dies gibt es noch massive Gegenkräfte. Kommunalpolitiker und Lehrer, Kulturschaffende und Aktivisten, die sich solchen Herausforderungen stellen, werden nach wie vor vielerorts brutal gemobbt. Dass sich aber insgesamt der Wind dreht, können auch die größten Pessimisten nicht mehr leugnen. Unser geduldiges Engagement lohnt sich und beginnt langsam auch auf die große Politik durchzuschlagen. Tschechen und Sudetendeutsche sind aufgerufen, gegen Nationalisten und Ewiggestrige, die es auf allen Seiten gibt, die Chance zu ergreifen, endlich gemeinsam „in der Wahrheit zu leben“, wie dies der unvergessene Václav Havel ausdrückte.

In Asch ist man in dieser Frage seit Jahren auf dem richtigen Weg. Bereits kurz nach der Grenzöffnung wurde auf eine Anregung des damaligen Museumsdirektors Josef Borsík zusammen mit dem Heimatverband Asch eine umfassende Dokumentation zur gemeinsamen deutsch-tschechischen Geschichte erarbeitet. In zwei umfangreichen Broschüren spiegelten die abgebildeten Dokumente (ohne Kommentare) den Verlauf der Geschichte wahrheitsgemäß wieder, was damals zu heftigen Diskussionen in der Ascher Bevölkerung führte.

Eine ganze Reihe weiterer Ausstellungen zur Stadtgeschichte sollten folgen. Und die in den letzten Jahren durch die Stadt Asch durchgeführten Restaurierungen von deutschen Denkmälern wie z. B. Goethe, Luther, Geipel, Jahn, Körner und auch die Erhaltung der Friedhöfe in Nassengrub, Niederreuth, Wernersreuth, Mähring, Krugsreuth – neuerdings auch Neuberg – zeigen, dass man in Asch bemüht ist „in der Wahrheit zu leben“. Ein sehr erfreuliches Zeichen in dieser Richtung setzten jüngst drei junge tschechische Filmemacher aus Asch. Sie befragten den Vorsitzenden des Heimatverbandes Horst Adler in den Räumen der Ascher Heimatstube in Rehau nach seinen persönlichen Erlebnissen, angefangen von den ersten Lebensjahren in Asch, über die Vertreibung bis hin zu seiner jetzigen Tätigkeit in der Sudetendeutschen Landsmannschaft und im Heimatverband. Das ausführliche Interview kann im Internet unter „as/ ci pasaci“ angesehen werden.



Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier

Auf den Mecklenburger Pastor und „Prediger der Freiheit“ Joachim Gauck folgte im Amt des deutschen Bundespräsidenten der bodenständige Ostwestfale Frank-Walter Steinmeier.

Doch diese landsmannschaftliche Einordnung des früheren Außenministers ist nicht ganz korrekt. Die Abstammung des neuen Staatsoberhauptes ist nämlich schlesisch. Seine Mutter ist eine Breslauerin, gestrandet 1946 mit ihrer Familie im lippischen Brakelsiek. Die emotionale Bindung an die Heimat vor Ursula Steinmeier ist allerdings nur schwach ausgeprägt. Die Pflege der schlesischen Traditionen erschöpfte sich im Hause Steinmeier im Verzehr einiger Leibgerichte und Interesse an der Vertriebenenpolitik war kaum vorhanden. Zu seinen Zeiten als Außenminister ging Steinmeier unverkennbar auf Distanz zu den Landsmannschaften und zum BdV. Sicher war nicht jeder mit dem von Joachim Gauck gepflegten Stil einverstanden, denn der ehemalige evangelische Pfarrer ließ sich oftmals von seiner pastoralen Rhetorik mitreißen. Aber Gauck hat wenigstens – trotz mancher verbalen Verirrung – auf die mangelhafte Willkommenskultur gegenüber den deutschen Heimatvertriebenen verwiesen. Deutlich beschrieb er in seiner letzten Rede zum Tag der Heimat in Berlin, dass damals „Deutsche zu Deutschen“ kamen, sie aber trotzdem häufig diskriminiert und be-

schimpft wurden als Polacken, Zigeuner, Rucksack-Deutsche und Habenichtse.

Es bleibt abzuwarten, wie sich das Verhältnis des neuen Präsidenten zu den Ost- und Sudetendeutschen entwickeln wird.



Jubiläumsfahrt ins Ascher Land

Bereits zum 20. Mal lädt die Hofer Journalistin Beate Franck zu einer Busfahrt ins Ascher Land ein. Geboren wurde die Idee zu dieser „Zeitreise“ im Zuge ihrer Arbeiten in der Ascher Heimatstube und im Archiv der Stiftung Ascher Kulturbesitz. Über 700 Teilnehmer haben bislang die informative, aber auch unterhaltsame Tour durch die Vergangenheit der Orte im Ascher Zipfel von Roßbach bis Neuberg und Niedereuth miterlebt. Einer der Höhepunkte ist dabei immer die Besichtigung der kunsthistorisch wertvollen „Kirche zum guten Hirten“ in Neuberg. „Und heuer werden die Teilnehmer Gäste der Neibercher Bittlingskirwa sein.“, kündigt die Organisatorin Beate Franck an. Die frühere Tradition der Bittlingskerwa wird seit der Wende auf Initiative der Neuburger Ehrenbürger Leopold Chalupa (Aachen) und Willi Jäger (Hof) gemeinsam mit den Tschechen fortgeführt.

25 Jahre Euregio Egreensis

Seit einem Vierteljahrhundert gibt es die Euregio Egreensis und in dieser Zeit hat der Verein wesentlich zum Ausbau der Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen in den Grenzregionen beigetragen. Die Präsidentin der Arbeitsgemeinschaft Bayern, Dr. Birgit Seelbinder, die seit der Gründung an der Spitze der bayerischen Euregio steht, wurde deshalb kürzlich bei einer Pressekonferenz mit sehr viel Lob bedacht. Was heute selbstverständlich ist, war vor 25 Jahren bei weitem nicht vorhersehbar. Als Dr. Seelbinder 1990 zur Oberbürgermeisterin von Marktredwitz gewählt wurde, waren die Grenzen zur DDR und der Tschechoslowakei gerade geöffnet. „Wir wussten damals nichts über unsere tschechischen Nachbarn. Es gab keinerlei Daten über die Infrastruktur und das nur wenige Kilometer entfernte Land war weitgehend unbekannt.“ Doch Dr. Seelbinder erkannte die Chance. Sie hatte ihre Doktorarbeit über die grenzüberschreitenden Aktivitäten in anderen Teilen Deutschlands verfasst und damit bereits Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt.

Unter ihrer Führung leistete die Euregio in den Anfangsjahren in Bayern, Tschechien, Sachsen und Thüringen regelrechte Basisarbeit. Es wurden Arbeitskreise gebildet und so das gegenseitige Kennenlernen gefördert. Unzählige Projekte, die den Menschen in beiden Ländern unmittelbar zugute kamen, erhielten finanzielle Förderungen: Radwege, Museumsführer, Autorouten- und Einkaufsführer, aber auch Projekte zur Drogenprävention und Zusammenarbeit der Rettungsdienste. Allein in der vergangenen Förderperiode 2008 bis 2013 wurden 500 kleine und mittlere Maßnahmen von Kommunen, Vereinen, Schulen, Kindergärten und anderen Organisationen mit jeweils maximal 25.000 Euro gefördert. Ein Höhepunkt war die grenzüberschreitende Gartenschau in Eger und Marktredwitz. Auch das alljährliche Jugend-Sommerlager und der Austausch von Gastschülern sind wichtige Programmpunkte.

Zu Recht ist die Präsidentin stolz, dass in Marktredwitz mit der Euregio eine europäische Institution ihren Sitz hat, die mittlerweile sieben Mitarbeiter beschäftigt. Eine deutsch-tschechische Erfolgsgeschichte!



„A weng woos va daheum“

von Richard Heinrich, Selb-Plössberg

Krankenhäuser in Tschechien beklagen Ärztemangel

Da immer mehr junge Ärzte aus Tschechien nach Abschluss ihres Studiums ins Ausland gehen, fehlen den Krankenhäusern des Landes bereits mehr als 600 Ärzte. Vom letzten Absolventenjahrgang sind 560 ins Ausland gegangen. Daher versuchen die Städte mit Stipendien noch studierende junge Ärzte zu locken. Die Bedingung für das Stipendium ist eine drei- bis vierjährige Arbeitsverpflichtung im Krankenhaus der jeweiligen Stadt. Das Durchschnittsgehalt der Ärzte an den staatlichen Krankenhäusern beträgt ca. 2300 EURO. (Lt. Frau Monika Caranova im Selber Tagblatt.)

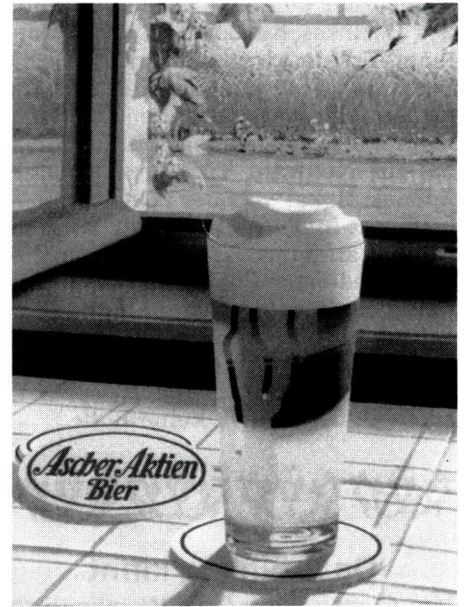


Weißes Licht an Bahnübergängen heißt freie Fahrt

An vielen Bahnübergängen in Tschechien ist weißes Licht zu sehen, was viele deutsche und auch andere ausländische Autofahrer irritiert.

Das weiße Licht bedeutet dort „freie Fahrt“. Die Signale in einer Entfernung von ca. 3 Kilometer sind dann auf rot gestellt, also der Bahn-

Wiederbelebt: Ascher Aktienbrauerei



übergang kann sicher überquert werden. Wenn das weiße Licht nicht mehr aufleuchtet, bedeutet dies, dass am nächsten Bahnhof bald ein Zug abfährt und das Licht am Bahnübergang bald auf „rot“ umschaltet.



Tschechischer Präsident Zeman war in Schönbach

Vor einigen Wochen hat der tschechische Staatspräsident Zeman einige Städte in Westböhmen besucht, dabei ist er auch nach Schönbach bei Asch gekommen. Schönbach erhielt ja im letzten Jahr eine Auszeichnung als schönes oder sogar schönstes Dorf. Er hat dabei auch der Firma Heunisch einen Besuch abgestattet. Diese Firma auf dem Gelände der früheren Maschinenfabrik Fleißner besitzt ja ein deutsches Unternehmen, dort werden Aluminium-Gussteile für die Autoindustrie produziert.



Stadtrat von Eger setzt Bürgermeister ab

In der Frankenpost stand Mitte März:

Peter Navratil von der CSSD (Sozialdemokratische Partei), seit November 2014 Bürgermeister von Eger, ist vom Stadtrat abgewählt worden. Angeblich wegen unkorrekter Verwendung von Finanzmitteln. Anders als in Deutschland wählt ja in Tschechien der Stadtrat den Bürgermeister. Nachdem die Oppositionsparteien schon länger versucht haben ihn abzuwählen, hat sich auch jetzt in einem zweiten Anlauf die ANO für die Abwahl entschieden. Es war schon von Anfang an schwierig bei den verschiedenen im Stadt-

A alta Jächa

Von Richard Heinrich

Es ies ja bekannt, dass Jäger und Fischer gern a weng üwatreim, meist'ns am Stammtisch, wens im ihrn Fang gäiht. Daou howe neilich a alts Volkslöd as da Steiermark gfunna und dees howe in unnare Mundart oogschriem.

Es klopft a alta Jächa.

Es klopft a alta Jächa an die Himmelspforte laut,
daou haout da heilich Petrus van Fensta assag'schaut.
Ea fräigt naou Stand und Naouma, naou Heakunft und naou Recht.
„Ich bin a alta Jächa, dea woos in Himml möcht!“

Sankt Petrus woar glei zorne und sagt: „Dees koa niat sei.
Ich laou keun alt'n Jächa zu uns in Himml rei.
Sua lang wöit's aff Erd'n wandelt's, hatt's mit da Waouarat Streit
und löigt's as Blau van Himml oi'a – scha die ganze Zeit!“

Daou moint da alte Jächa: „Herr Petrus mit Verlaub,
du bist doch gween a Fischer, wenn ich da Bibel glaub?
Und wennst an Fischzuch gmacht haoust, im See Genezareth,
haoust niat amaal a Wört'l z'vül üwa die Waouarat gredt?“

„Haoust niat amaal a poa Fischla dazou gmacht za dein Fang?
Ies niat amaal a Hecht'l diea za grouß worn oda z'lang?“
Daou haout halb söiß – halb sauer, da heilich Petrus g'lacht
und haout sein Schlüssl imdraht und glei die Tür aufgmacht.

rat vertretenen Parteien eine Mehrheit für Navratil zu bekommen, da ja jede Partei ihren Kandidaten dafür haben möchte. Petr Navratil war vorher bei der Bezirksregierung des Bezirkes Karlsbad in der Abteilung Verkehr tätig und war dort sehr rege. Dabei ist jetzt auch die in der Egerer Stadt regierende Koalition zerbrochen. Die Amtsgeschäfte führt bis zur Neuwahl Vizebürgermeister Zdenek Hrkal von der ANO.

(Es ist in Tschechien halt auch so wie in anderen Ländern, dass die verschiedenen Parteien versuchen einen Amtsträger der anderen Partei etwas anzuhängen, um dessen Beliebtheit zu mindern. Ob es letzten Endes der Wahrheit entspricht, spielt in der Politik keine Rolle.)



Da Fröhling kinnt

Von Gustav Künzel aus Wernersreuth
(alias Gowers Gustl)
aus Rundbrief März 1976.

In Fröhling wenn da Schnäi weeggäiht,
die Sunn oan Himml häicha stäiht,
naou wird's halt draßn wiede schäi,
d'Leit kinnan ah spazieren gäih.

Wenn Blöimla blöihen af da Wies
und wens draßn sua luste ies,
naou ies a jeds gungs Menschnherz
vull Freid und Liebesschmerz.

Wenn afm Baam da Fink pfeift fraouh,
und Schwal sänn dann ah wiede daou,
wenn in Wold da Kuickuck schreit,
naou ies die schäinsta Zeit.

Wenn d'Lörng steing af zan Himmelszelt
und Bauern ackern draß am Föld,
wenn Wies und Wold sänn wiede gräi,
naou mächt ich wannern gäih.

Und wenn ich draß sua wannern gäih,
daou tout mir halt koa Glied mäiha wäih,
a jedas Gaoua d'Fröhlingszeit,
dees ies ma gräißta Freid.

Wenn d'Welt im Fröhling ies sua schäi,
daou moch ich in koa Wirtshaus gäih,
und splt die Musik nu sua schäi,
moch ich ah niat tanzn gäih.

Is naou die schäina Zeit vabei,
naou schlupfe gern ins Wirtshaus ei.
Naou is as Tanzn wiede schäi,
wenn dann draßn föllt da Schnäi.

Af dära Welt is halt ah sua,
es ändert sich die Gott-Natur.
Es haout za jeda Gaouaszeit
für d'Menschen Lust und Freid.



Am 30. April ist „Besenbrennen“

(Von Richard Heinrich)

Am 30. April ist die „Walpurgisnacht“, in unserer Gegend und in Teilen Frankens auch „Walberabend“ genannt. Sie galt als Zeitpunkt, an welchem sich die Hexen mit dem Teufel persönlich treffen zum sogenannten „Hexensabbat“.

Man nimmt an, dass dieser Aberglauben auf ein heidnisches Frühlingsfest zurückgeht und unter christlichem Einfluss als wüstes Treiben heidnischer Unholde und Hexen umgedeutet wurde.

Als Treffpunkt für solche Orgien nennt man z. B. im Selber Raum den Blocksberg, den Kornberg und anderorts in Franken auch das „Walberla“ oder einen anderen Berg in der Nähe. Auch der „Brocken“ wird ja als ein Treffpunkt genannt. Da sich die Hexen auf ihren Besen in der Abenddämmerung zu diesen Treffen begeben sollen, versucht man mit allerlei Mitteln dies zu verhindern, damit sie beim Vorbeifliegen keinen Schaden anrichten können.

Deshalb hat man an diesem Tag früher „die Sonne in den Stall gesperrt“, d. h. die Stallarbeit noch vor Einbruch der Dunkelheit beendet und die Stalltüre fest verschlossen. Als zusätzlichen Schutz hat man einen Besen quer vor die Stalltüre gelegt oder umgekehrt davor gestellt. Auch zwei gekreuzte Besen erfüllten diesen Zweck.

Wie diese Bräuche, so starb auch das sogenannte „Hexenklatschen“ in

den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts aus. Dabei stellt sich ein männliches Familienmitglied nach getaner Stallarbeit mitten auf den Hof oder auf den Misthaufen und knallte eine Zeit mit der Peitsche. Dieses Peitschenknallen sollte die Hexen vertreiben. Es gab halt in vielen Gegenden auch noch andere Bräuche und Aberglauben dazu.

Später brannten dann überall in dieser Nacht Feuer – wie auch teilweise heute noch, damit wollte man die Besen der Hexen verbrennen und die Hexen abschrecken! Daher auch der Name „Besenbrennen“.

Früher hatten die Kinder alte Besen angezündet und in der Luft geschwungen – heute hat man Fackeln dazu. In der heutigen Zeit werden aber auch noch in vielen Orten Feuer angezündet und es finden dabei verschiedene gesellige Veranstaltungen statt, wenn es das Wetter erlaubt meist im Freien.

Auch werden in den Dörfern an diesem Tag auch die Maibäume aufgestellt.

Treue Bezieher werben neue Bezieher!

Zur Lage der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei von 1918 bis 1938 und ihre Vertreibung nach 1945

Von Dr. Walter Kreul

„Das Selbstbestimmungsrecht“, so der tschechische Finanzminister Alois Rašín am 4. November 1918, „ist eine schöne Phrase, jetzt, wo die Entente gesiegt hat, entscheidet die Gewalt.“ Nun, die Gewalt entschied, denn ab Ende Oktober 1918 begann die Besetzung des Sudetenlandes durch tschechisches Militär. Die Sudetendeutschen wurden ungefragt und gegen ihren Willen in das neu entstandene Gebilde Tschechoslowakei hineingepresst, wo sie auch keinerlei Einfluss auf dessen Verfassung und Gestaltung hatten. Bezeichnend ist, dass sie selbst im Namen des Staates nicht vorkamen, obwohl sie nahezu 30 Prozent seiner Bewohner ausmachten. Versuche der Sudetendeutschen, im tschechoslowakischen Parlament mitzuarbeiten, wie etwa durch den Sozialdemokraten Wenzel Jaksch, ignorierten die Tschechen ebenfalls weitgehend. Vom Recht auf Selbstbestimmung, wie es der US-amerikanische Präsident Woodrow Wilson (1913 bis 1921) für die Völker Österreich-Ungarns allenthalben proklamierte, war für sie nicht die Rede. Die Tschechen setzten sich 1919 auf der Friedenskonferenz von Saint-Genmain-en-Laye, nicht zuletzt auf Grund falscher, die in Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien seit Jahrhunderten lebenden Deutschen benachteiligenden Angaben, in allen für sie genehmen Punkten durch.

Dabei hatten es die Tschechen nur auf die industriell wie kulturell hochentwickelten sudetendeutschen Gebiete abgesehen, während man die Sudetendeutschen selber möglichst schnell loswerden wollte. Diese waren unerwünscht und wurden dementsprechend als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt. Was das im Einzelnen bedeutete, wie es sich auf das Leben der Betroffenen auswirkte und wie die Stimmung der Tschechen gegen die Sudetendeutschen war, dazu im Folgenden einige Beispiele, denen viele weitere hinzugefügt werden könnten. So hieß es etwa am 26. Oktober 1918 in der Zeitschrift „Bohemia“, „die Deutschen sollen hierzulande auf ihrem eigenen Boden nur solange geduldet werden, als sie parieren, sonst mögen sie ihren Grund verkaufen, ihr Bündel schnüren und gehen“. Drastischer drückte es 1919 die Zeitung „Zlata Praha“ aus, in der unter anderem dieser Satz zu lesen war: „Die Deutschen müssten mit der Peitsche über die Grenzen hinausgeprügelt werden.“ Die tschechische Abgeordnete Frana Zeminová verlautete im tschechoslowakischen Parlament an

die Sudetendeutschen gerichtet: „Wir jagen Euch und werden Euch weiter jagen!“ Der erste Staatspräsident der Tschechoslowakei, Tomáš Masaryk, schwadronierte bereits am 10. Januar 1919 in einem Interview mit der Pariser Zeitung „Le Matin“ von einer „sehr raschen Entgermanisierung“ der sudetendeutschen Gebiete. Edvard Beneš, tschechischer Außenminister und dann Nachfolger Masaryks im Amt des Staatspräsidenten, tat am 29. Oktober 1920 im „Ceske slovo“ kund, „dass den Deutschen kein Selbstbestimmungsrecht gegeben werden darf, dass sie sich besser an Galgen oder Kandelabern aufhängen mögen“. In einer Rede am 3. Juni 1945 im tschechischen Tabor ließ er die Maske völlig fallen und hetzte: „Werft die Deutschen aus ihren Wohnungen und macht den Unsrigen Platz! Alle Deutschen müssen verschwinden! Was wir im Jahre 1918 schon durchführen wollten, erledigen wir jetzt! Damals schon wollten wir alle Deutschen abschieben. Deutschland war aber noch nicht vernichtet und England hielt uns die Hände, jetzt aber muss alles erledigt werden.“

Die kumulative Diskriminierung und Verfolgung der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei geschah aber nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten. Am 4. März 1919 erschoss tschechoslowakisches Militär in Kaaden, Sternberg, Karlsbad, Eger, Mies, Arnau und Aussig 54 Sudetendeutsche und verwundete über hundert von ihnen schwer, nur weil sie friedlich für das ihnen verweigerte Selbstbestimmungsrecht demonstrierten. Der Jüngste unter den Ermordeten war elf, der Älteste 80 Jahre alt. „Die Akte tschechischer Brutalität gegen deutschböhmisches Demonstranten erregen die größte Erbitterung ... Die Wirkung dieser unbeschreiblichen Gewalttaten kann selbstverständlich nur die sein, dass sich das Verhältnis zwischen Deutschböhmen und der tschechischen Regierung unversöhnlich gestaltet und dass seit den Schießereien jede Möglichkeit einer Verständigung ausgeschlossen erscheint“, kommentierte in nachgerade prophetischer Weise die „Neue Zürcher Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 7. März 1919 die Ereignisse. Sudetendeutsche Firmen erhielten – im Gegensatz zu tschechischen Unternehmen – kaum Aufträge vom Staat, was bedingte, dass während der Weltwirtschaftskrise zu Beginn der 1930er-Jahre die Arbeitslosigkeit in den sudetendeutschen Gebieten besonders hoch war. Während die Arbeitslosenquote

bei den Tschechen nur um die drei Prozent lag, betrug sie bei den Sudetendeutschen bis zu zwanzig Prozent. Die Folge war eine sudetendeutsche Auswanderungswelle. Als markantes Beispiel hierfür gelten eine Anzahl von Familien aus dem im sog. „Ascher Zipfel“ gelegenen Roßbach, die sich im chilenischen Ort Puyuhuapi niederließen. Des weiteren wurden die Sudetendeutschen vor allem in der Schulpolitik, bei der Bodenreform sowie durch das Zweisprachigkeitsgesetz im öffentlichen Dienst benachteiligt. Kurzum, die Tschechen taten alles, um die Sudetendeutschen dem Staat Tschechoslowakei zu entfremden.

Vor diesem Hintergrund ist es nur allzu verständlich, dass die Sudetendeutschen das zwischen Deutschland, Italien, Großbritannien und Frankreich ausgehandelte sog. „Münchener Abkommen“ von 1938, mit dem die Abtrennung des Sudetenlandes von der Tschechoslowakei und seine Eingliederung in das Deutsche Reich beschlossen wurde, in ihrer überwiegenden Mehrheit begrüßten. Der Jubel der Sudetendeutschen beim Eimarsch der reichsdeutschen Truppen galt allerdings weniger, wie immer wieder insinuiert wird, Hitler und den Nationalsozialisten, sondern war in erster Linie Ausdruck der Freude darüber, dem tschechischen Joch entronnen zu sein. An dieser Stelle muss daran erinnert werden, dass die Bewohner des Saarlandes, das nach dem 1. Weltkrieg gemäß dem Saarstatut des Versailler Vertrags auf 15 Jahre einer Völkerbundsregierung unterstellt worden war, 1935 mit überwältigender Mehrheit, genauer gesagt fast 91 Prozent der abgegebenen Stimmen, für eine Rückkehr in das Deutsche Reich votierten. Während ihr „Jubel“ von 1938 den Sudetendeutschen bis auf den heutigen Tag vorgeworfen wird, ist das Bekenntnis der Saarländer zu Hitler-Deutschland durch Wahlen im Jahre 1935 längst kein Thema mehr.

Die Freude der Sudetendeutschen über die Befreiung von den Tschechen währte jedoch nicht lange. Im Herbst 1939 begann der 2. Weltkrieg, in dem die sudetendeutschen Soldaten, da militärisch nicht so gut ausgebildet wie ihre reichsdeutschen Kameraden, einen besonders hohen Blutzoll entrichten mussten. An dessen Ende hatten die Tschechen dann freie Hand, die Entrechtung, Enteignung, Verpflichtung zur Zwangsarbeit (ab dem 14., teilweise, wie etwa im Bezirk Mährisch Schönberg, sogar ab dem 10. Lebensjahr), Inhaftierung (laut einer Dokumentation des Bundesarchivs wurden in 1.215 Internierungslagern, 846 Arbeits- und Straflagern und 215 Ge-

fängnissen 350.000 Deutsche festgehalten. Schlechte Ernährung, unhygienische Verhältnisse und Misshandlungen führten vor allem bei Kindern und älteren Menschen zu einer hohen Todesrate) und letztlich die Vertreibung der über drei Millionen Sudetendeutschen durchzuführen, wobei nach der Zentralstelle des kirchlichen Suchdienstes 295.000 Todesopfer zu beklagen waren. Der renommierte Völkerrechtler Felix Ermacora kam in seiner mit „Die sudetendeutschen Fragen“ betitelte Studie zu dem Schluss, dass die durch die Tschechen begangenen Verbrechen an den Sudetendeutschen eindeutig dem Tatbestand des Völkermordes entsprechen.

Wie tief der Wunsch, sich der Sudetendeutschen zu entledigen, bei den Tschechen verwurzelt war – und bei vielen von ihnen selbst heute noch verwurzelt ist – und wie weit er in die Geschichte zurückreicht, mag an zwei Aussagen, der von Zdenek Nejedlý und von Edvard Beneš, illustriert werden. Nejedlý Schul- und Kulturminister in der ersten tschechoslowakischen Nachkriegsregierung, sagte am 5. Juni 1945 bei einer Rede in Turnau: „Schon die Hussiten begannen bei uns, die Frage der Beseitigung der Deutschen aus den böhmischen Ländern zu lösen. Wir sind ihrem Werk eine Zeitlang untreu geworden, aber jetzt werden wir ihre Arbeit zu Ende führen, und ich versichere Euch, dass dies ganz auf hussitische Weise geschehen wird.“ Edvard Beneš schließlich, der Initiator der nach ihm benannten berühmten Dekrete, verkündete in seiner Weihnachtsansprache zum 24. Dezember 1946 als Staatspräsident der Nachkriegstschechoslowakei: „Das diesjährige Weihnachten bekommt eine, besondere Bedeutung, einen eigenen Charakter auch dadurch, dass wir in unserem Vaterland erstmals ohne Deutsche feiern. Das ist ein Ergebnis, auf dessen unermessliche historische Bedeutung ich schon mehrmals hingewiesen habe ... Mit dieser Tatsache wurde eines der großen Kapitel unserer Vergangenheit liquidiert.“ Damit geben Nejedlý und Beneš – gewollt oder ungewollt – zu, dass die Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer angestammten Heimat nicht nur der vorangegangenen nationalsozialistischen Herrschaft geschuldet ist. Denn wenn dem so wäre, wie sollte dann verstanden werden, dass nach 1945 selbst erklärte sudetendeutsche Hitler-Gegner des Landes verwiesen wurden? Die von Nejedlý und Beneš aber nicht nur von ihnen, sondern darüber hinaus auch vom übergroßen Teil der Bevölkerung der Tschechoslowakei, die ihre Einstellung gegenüber den Sudetendeutschen bis

auf den heutigen Tag nicht geändert hat – so euphorisch gefeierte Vertreibung der Deutschen aus Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien war vielmehr das Ziel der Tschechen seit Jahrhunderten, für dessen ersehnte Verwirklichung ihnen das Regime der Nationalsozialisten den Anlass bot.

Leserbrief

Frau Edeltrud Feiler schreibt an den Ascher Rundbrief:

Ich bin die Ehefrau von Ernst Feiler geboren in Asch am 22. 4. 1927. Leider ist mein Mann aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage für den Rundbrief zu schreiben. Es ist unheimlich traurig, aber so spielt das Leben. Aber die drei Pfarrhäuser auf der Titelseite des letzten Rundbriefs hat er sofort erkannt.

Aber weshalb ich schreiben hat einen ganz anderen Grund. Mit Freude habe ich die Geschichte vom „Gschand'nen“, von Herrn Richard Heinrich gelesen. Da kam mir der Gedanke, einmal nach dem Rezept für „Eingemachtes Kalbfleisch“ zu fragen. Vielleicht kennt das ja auch eine Leserin. Das Gericht hat natürlich nichts mit Einmachen zu tun. Es wird mit Serviettenklöß serviert und ist schon aufwändig. Meine Tochter erinnert sich noch gut daran. Für sie waren es „Burle in der Soße“, denn es kam eine gute Handvoll Weinbeeren dazu und wurden mit Zitronensaft abgeschmeckt. Meine Schwiegermutter hat das manchmal an besonderen Feiertagen gekocht. Das Gericht wird mit gekochtem Kalbfleisch zubereitet

3. und 4. Juni 2017, Messe Augsburg

Sudetendeutscher Tag



„Verständigung
suchen –
Europas Mitte
gestalten“

www.sudetendeutsche.de facebook Die Sudetendeutschen

und ist in keinem Kochbuch zu finden. Es würde mich freuen ein Ech zu bekommen.

Herzliche Grüße, *Edeltrud Feiler,*
ASB-Senioren-Heim,
Im Münchfeld 80, 55122 Mainz

Berichtigung

Sicher ist einigen Landsleuten aufgefallen, dass das Foto „Winterliche Heimat“ in der Roßbacher Ecke der März-Ausgabe des Ascher Rundbriefes nicht aus Roßbach war, sondern den Blick zur Evangelischen Kirche in Asch zeigte. Wir bitten die Verwechslung zu entschuldigen.

Ein Blick auf Neuberg



Eingesandt von Hartmut Wahrlich, 36142 Tann



Rosbacher Ecke

Mitteilungsorgan für den Markt Rossbach
mit Friedersreuth, Gottmannsgrün und Thonbrunn

Rosbach in Böhmen



Eingesandt von Herrn Bernd Ritter, Schützenstraße 7, 08626 Adorf

Text Werner Pöllmann, Bild: Sammlung W. Pöllmann

Der „Rosbacher Mockl“ (Adorf – Asch) und Projekt Rosbach – Hof

Am 5. Dezember 1880 fand unter Regie der Bürgermeister Joh. Nik. Ploß aus Asch und Joh. Mich. Hofmann aus Rosbach die Gründung eines „sächsisch-böhmischen Eisenbahnbau-Vereins“ statt, der eine Strecke von Asch über Rosbach, Ebmath, Triebel und Bösenbrunn nach Pirk und Weischlitz ins Auge fasste. Textilfabrikanten der böhmischen Marktgemeinde setzten sich sehr stark für den Bahnanschluss ein, da sie Wettbewerbsnachteile wegen nötiger Fuhrwerkstransporte nicht auf Dauer hinnehmen konnten. Wertvolle Stoffe aus Rosbach wurden damals nicht nur in viele Länder Europas, sondern auch nach Übersee und in

den Orient exportiert. Doch die Regierung in Dresden sah in einer Triebelbachtal-Eisenbahn sächsische Interessen verletzt, weil die „K.Sächs.-Sts.E.B.“ seit 1865 eine eigene Strecke über Brambach nach Eger hatten und über Asch eine gleichzeitig eröffnete Linie der „K.Bay.Sts.B.“ von Hof nach Eger führte (Abschn. 3.1). Zwar lagen beide Bahnen südlich von Voitzschreuth 13 km weit auf gemeinsamer Trasse bis Eger, aber dennoch waren sie natürlich Konkurrenten.

So entschloss man sich in Rosbach zum Bau einer Stichbahn und wählte für den Endbahnhof ein Gelände, das für eine Fortsetzung der Gleise zum Bahnhof Bad Elster in Mühlhau-

sen über Bärenloh geeignet gewesen wäre. Die Trasse lag am 27. Februar 1883 fest und ist nach entsprechender Prüfung am 11. November zur Genehmigung eingereicht worden. Am 15. Juli 1884 wurde die Konzession zum Bau und Betrieb der Lokalbahn erteilt und am 6. Oktober mit den Bauarbeiten am Endpunkt in Rosbach begonnen und wenige Tage später die erste amtliche Streckenbegehung durchgeführt. Nach Genehmigung der Statuten gründete der Bauunternehmer Wilhelm Rizek die „Localbahn AG Asch-Rosbach“ mit Sitz in Wien. Im März 1885 stand die Finanzierung (1,142 Mio. Kronen), und die Gesellschaft konnte sich konstituieren. Am 1. Juli 1885 wurde der Grundstein für den Bahnhof Rosbach gelegt, und am 27. Juli 1885 kam mit einem Bauzug die erste Dampf-

lokomotive im Ort an, die freudig begrüßt wurde. Nach technischer Prüfung am 21. September wurde am Sonntag, dem 26. September 1885, die Lokalbahn unter Anwesenheit zahlreicher Honoratioren feierlich eingeweiht. Tags darauf nahmen die „K.k.St.B.“ den fahrplanmäßigen Verkehr auf der 14,7 km langen Bahnlinie auf.

Der Betrieb erfolgte auf Rechnung der Eigentümer und war ohne eigene Gleisverbindung zur „K.k.St.B.“-Strecke von Wien über Budweis und Pilsen nach Eger. Die Roßbacher Bahn fungierte als „Zubringer“ für die ebenfalls private Linie Eger-Asch-Selb-Hof (im Betrieb der „K.Bay.-Sts.B.“). Auf dem Bahnhof Asch gab es lediglich ein Übergabegleis von der bayerischen zur österreichischen Staatsbahn. Letztere nannte ihren Anfangspunkt „Asch Anschluß(station)“ und hatte ihre Diensträume auf dem eigenen Bahnhof „Asch Stadt“. Offenbar waren im ersten Roßbacher Bahnhof auch schön Zöllner untergebracht, die aber für den Transport auf der Straße zuständig waren. Denn im Staatsvertrag von 1898 heißt es im Artikel XII: „In der Grenzstation Roßbach wird der Zolldienst auch fernerhin durch die daselbst von beiden Seiten errichteten zusammengelegten Zollabfertigungsstellen besorgt werden.“

Der Bahnhof Asch wurde nun, um Verwechslungen mit dem Stadtbahnhof zu vermeiden, im Volksmund „Bayerischer Bahnhot“ genannt, obwohl er zu keiner Zeit offiziell so hieß. Von dort schnaupte das „Bock“ (wie man kleinere Dampflokomotiven im oberdeutschen Sprachraum liebevoll nennt), 30 m Höhenunterschied überwindend, hinauf zum Stadtbahnhof, wo an der Kohlenrampe einst viel Betrieb herrschte. Von hier ließ sich schwere Fracht leichter in die Stadt hinab als vom Bayerischen Bahnhof hinauf befördern. Die Weberei Geipel, die Spinnerei Fischer und der Schlachthof hatten je ein Anschlussgleis zum Stadtbahnhof. An der nächsten Haltestelle, bei der Hofer Straße, gab es noch ein Werksgleis zur Aktienbrauerei.

Hart an der bayerischen Landesgrenze vorbei führte die Trasse vom Stadtbahnhof aus in fast gleichbleibender Höhe von ca. 660 m über dem Meeresspiegel nahe der Wasserscheide zwischen Saale und Weißer Elster entlang über den Haltepunkt „Schönbach“ in Schildern zum Haltepunkt „Neuberg“ in Elfhausen. In dieser Höhenlage behinderten winterliche Schneeverwehungen oft den Verkehr. Dann ging es durch den Moosbruckwald hinab nach Neuenteich zum Haltepunkt Thonbrunn und weiter über die Wasserscheide hinweg zur

Endstation nach Roßbach. 1895 bekam die Spinnerei Neuenteich Gleisanschluss an die benachbarte Haltestelle, die damit zum Bahnhof wurde und 1910 ein neues Aufnahmegebäude erhielt (2012 abgerissen). Der Bahnhof trug von 1910 bis 1928 den Doppelnamen „Thonbrunn-Friedersreuth“. Dort gab es am 29. April 1932 einen Unfall, als eine Dampflok entgleiste.

Weil sich das Königreich Sachsen nicht an den Kosten beteiligen wollte, blieb die Eisenbahn von Asch nach Roßbach 21 Jahre ohne Anschluss ins Vogtland. Am 17. Dezember 1892 wurde in Wien das „Landesgesetz zur Förderung von Lokalbahn“ veröffentlicht. Darin hat man u. a. Bauvorschriften erleichtert. So konnte der Kurvenradius von 250 auf 180 m herab- und der Schwellenabstand auf 72 cm heraufgesetzt werden. Die Unterbaubreite brauchte nur 4 m zu betragen. Außerdem waren Steigungen bis zu 25 Promille zulässig. Seit Mai 1894 gab es beim Handelsministerium in Wien ein eigenes Lokalbahnamt, das am 31. Dezember ein Gesetz publizierte, welches vor allem die Baufinanzierung durch den Staat und die Länder sicherstellte.

Nun endlich konnten die Roßbacher den langersehten Bahnanschluss in ihr vogtländisches Hinterland, mit dem gerade in der Textilindustrie enge Verflechtungen bestanden, auf den Weg bringen. Besonders aktiv im Eisenbahn-Komitee waren der Eichtiger Pfarrer Max Allwill Bühring sowie Kaufmann Wolfgang Ludwig und Fabrikant Karl Hartenstein, beide aus Roßbach. Am 21. Dezember 1896 trafen aus Wien und Prag die Finanzierungszusagen für eine Bahnlinie von Roßbach nach Adorf ein. Die Freude über dieses „Weihnachts-

geschenk“ wäre sicher nicht so groß gewesen, wenn man gewusst hätte, dass Sachsen den Bau noch zehn Jahre verzögern würde.

Im Juni 1898 ist in Wien der technische Bericht zum Bau einer Lokalbahn von Roßbach nach Adorf vorgelegt worden. Er sah vor, kurz vor dem bisherigen Roßbacher Endbahnhof (Abb. A) nördlich abzuzweigen und 11,578 km Gleise rechts am Tetterweinbach entlang zu verlegen. Beim km 15,6 (von Asch aus gemessen) würde der Grenzbahnhof Roßbach, in dem auch sächsische Zöllner unterzubringen waren, entstehen und beim km 16,9 würde die Landesgrenze auf einem hohen Damm überquert. Auf sächsischer Seite waren zwei Stationen geplant: Arnsgrün-Gettengrün (km 18,5) und Freiberg (km 21,6). Beschränkte Bahnübergänge waren in Freiberg und an der Staatsstraße Oelsnitz-Adorf bei Leubetha projektiert, von wo aus die Bahn auf einem Damm mit Brücke durch die Elsteraue geführt werden sollte, um nach weiteren 1,9 km parallel zur Linie aus Plauen in den Bahnhof Adorf einzumünden. Außerdem waren zwischen Arnsgrün und Gettengrün ein Forstweg und die Straße zu überbrücken sowie mehrere Wasserdurchlässe zu bauen.

Der sächsisch-österreichische Staatsvertrag für diese Bahn wurde am 27. November 1898 abgeschlossen (Abschn. 6.1). Doch weil das Königreich Sachsen an den Baukosten beteiligt werden sollte und es dort dringlichere Projekte gab, verstaubten die Roßbacher Pläne in den Schubladen Dresdener Ministerien. Am 8. Dezember 1899 ersuchten Vertreter sächsischer Gemeinden südwestlich von Oelsnitz das Parlament um den Bau einer Eisenbahn von Roßbach über Posseck nach Pirk sowie von Posseck



Roßbacher Bahnhof (1885-1906)

nach Feilitzsch. Aber für zwei Linien nach Roßbach wäre seinerzeit sowohl das Fracht- als auch das Passagieraufkommen zu gering gewesen. Am 27. März 1898 konnte man im „Leipziger Tageblatt und Anzeiger“ lesen, dass es konkrete Pläne gibt für elektrische Straßenbahnen von Oelsnitz nach Hof und von Oelsnitz nach Roßbach.

Erst am 18. August 1903 erteilte die sächsische Regierung die Baukonzession. Darin heißt es im § 17: „Nach Ablauf von 90 Jahren geht die gesamte Bahnanlage Adorf-Roßbach, soweit sie auf sächsischem Staatsgebiet liegt, mit Ausnahme der Betriebsmittel, ohne Entschädigung in das Eigentum des sächsischen Staates über.“ Im § 18 heißt es sinngemäß, dass ein Weiterbau von Roßbach über Regnitzlosau nach Hof und der Betrieb von Adorf bis Hof der „K. Sächs. Sts.E.B.“ zu überlassen sei.

Nachdem im Frühjahr 1905 die Grunderwerbsangelegenheiten abgeschlossen waren, konnte die Prager Firma Krulisch, die unter 14 Anbietern den Zuschlag erhalten hatte, mit dem ersten Spatenstich beginnen. Für die Linienführung im Tetterweintal musste der alte Lokalbahnhof in Roßbach aufgegeben werden. Er diente bis 1945 als Beamtenwohnhaus und wurde bald nach der Vertreibung abgerissen.

Gastarbeiter aus Italien fanden in großer Zahl beim Bahnbau nördlich der Alpen Beschäftigung. Auch die Firma Krulisch aus Prag hatte viele Italiener eingestellt, unter ihnen Maurerpolier Giovanni Cecconi und seine drei Söhne. Giovanni war der Sohn des Landwirts Johann Cecconi aus Vito d'asio in der Provinz Udine. Der fünfzigjährige Cecconi, der auch noch drei Töchter in Italien hat-

te, war als Vorarbeiter eingesetzt und am Sonnabend, dem 26. August 1905, nach Arbeitsschluss mit 850 deutschen Mark und einigen hundert österreichischen Kronen an Lohngeldern vom Bauplatz nach Obergettengrün unterwegs. Am Abend um viertel zehn fand man ihn ausgeraubt und verblutet mit durchgeschnittener Kehle. Er wurde auf dem Adorfer Friedhof beerdigt. Dort kann in den Sterberegistern des Standesamtes und des Röm.-kath. Pfarramts die schreckliche Geschichte nachgelesen werden. Das Verbrechen wurde nie aufgeklärt. Ein Kreuz mit der Aufschrift „Hier wurde am 26. August 1905 Giovanni Cecconi ermordet“ erinnerte an die Bluttat. Schon 1924 war nur noch der Sockel, ein Pyramidenstumpf aus Kunststein, nahe der Pelzmühle und dem Gasthof „Waldfrieden“ am Weg zur Bahnstation „Anisgrün“ zu finden, wie ihn Paul Apitzsch in seinem Wanderbuch „Wo auf hohen Tannenspitzen“ beschrieb.

Am 6. August 1906 war das Gleis vollständig gelegt, auf dem man so gleich den provisorischen Lokomotivbetrieb mit Bauzügen aufgenommen hat. Es verkehrten Lokomotiven der späteren CSD-Baureihe 310 (= DR-Baureihe 98). Bereits am 20. September 1904 ersuchte die Musikinstrumentenfirma Bauer & Hawranek aus Leubetha die Amtshauptmannschaft Oelsnitz um die Errichtung einer Haltestelle. Da auf Anweisung des Dresdener Finanzministeriums vom 20. Februar 1906 die aus Roßbach kommenden Züge vor dem Straßenübergang aus Sicherheitsgründen ohnehin kurz halten mussten, wurde dann auch am km 23,3 der Haltepunkt Leubetha errichtet.

(Fortsetzung folgt)

hungen des „Alten Fritz“. Denn wie Historiker aus Gerichtsakten festgestellt haben, holte sich 1647 der aus Pilgramsreuth bei Rehau/Oberfranken stammende Bauer Hans Rogler Saatkartoffeln aus dem böhmischen Roßbach bei Asch, um sie bei sich zu Hause auszupflanzen. Ein Bronzedenkmal vor der Pilgramsreuther Kirche, die übrigens zu den schönsten Dorfkirchen Deutschlands zählt, erinnert an diese pflanzenbauliche Pioniertat, die die Essgewohnheiten der Deutschen gründlich verändern sollte.

Wie kam nun die Kartoffel nach Roßbach? Der Heimatkundler Arno Ritter berichtet hierzu in dem 1977 von Dr. Benno Tins herausgegebenen Buch „Die eigenwillige Historie des Ascher Ländchens“ unter anderem folgendes:

Die ersten Samenknollen brachte wahrscheinlich gegen Anfang des Dreißigjährigen Krieges ein holländischer Offizier in den Ort. Die Überlieferung nach schenkte er sie dem damaligen Pfarrer aus Dankbarkeit dafür, dass der ihn während einer langen Krankheit gepflegt hatte. Dem folgten erste Pflanzversuche im Pfarrgarten und durch etliche besonders aufgeschlossene Roßbacher Bauern. Nach guten Ernteergebnissen, die geradezu revolutionär gewirkt haben müssen, begann dann der Anbau in größerem Umfang.

Bauern aus dem benachbarten Vogtland und Oberfranken interessierten sich allmählich für die Frucht. Allen voran der bereits erwähnte Hans Rogler aus Pilgramsreuth. Die frühesten Bekundigungen des Kartoffelanbaus in Deutschland lassen jedenfalls deutlich dessen Verbreitung von Roßbach aus erkennen. Mit der erstmaligen Auspflanzung und Verbreitung dieser für die Ernährung gerade der ärmeren Volksschichten so wichtigen Feldfrucht haben Bauern des Roßbacher Kirchspiels durch ihren Wagemut, ihr fachliches Können und ihren enormen Fleiß zweifellos Agrargeschichte geschrieben. Wenn also Max Wirsing, ein profund Kenner der deutschen Kartoffelhistorie, im Hinblick auf die Pilgramsreuther Bauern feststellt, dass sie das Verdienst für sich in Anspruch nehmen können, als erste die Kartoffel in Deutschland im großen Stil feldmäßig angebaut zu haben, dann müssen im gleichen Zuge die Roßbacher Landwirte genannt werden. Denn ohne das Wirken der Roßbacher ist die nachfolgende Leistung der Pilgramsreuther nicht vorstellbar.

Kartoffel setzt sich in Europa als Grundnahrungsmittel durch

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts war die Kartoffel endgültig zum

Roßbacher Bauern waren schneller als der „Alte Fritz“

Über 350 Jahre Kartoffelanbau in Deutschland –
die ersten Saatkollen kamen aus Roßbach im Ascher Ländchen

Wenn es um den Beginn des feldmäßigen Anbaues der Kartoffel in Deutschland und deren Verbreitung als Grundnahrungsmittel seiner Bevölkerung geht, dann denken viele zuerst an den von 1740 bis 1786 regierenden Preußenkönig Friedrich II., den Großen, oder, wie er volkstümlich genannt wird, den „Alten Fritz“.

Dieser hatte die ursprünglich aus den südamerikanischen Anden stammende Ackerfrucht in der Tat entscheidend gefördert. Teilweise mit Strenge – ein von ihm herausgegebener „Kartoffelbefehl“, der die Bauern anwies, den 15. Teil ihres Bodens mit Kartoffeln zu bestellen, zeugt davon –, aber auch mit List: So ordnete er an, auf den preußischen Domänen Kartoffeln zu pflanzen, die zum Schein von seinen „Langen

Kerls“ bewacht wurden. Die Bauern wollten natürlich wissen, was da Geheimnisvolles unter militärischem Schutze wuchs. Und während die aufgestellten Wachen scheinbar nichts merkten, holten sie sich körbewise die braunen Knollen von den königlichen Feldern, um sie auf den eigenen Äckern zu vermehren.

Die Ursprünge des deutschen Kartoffelanbaus gehen aber weiter zurück. Sieht man einmal davon ab, dass die Kartoffel etwa ab 1621 hauptsächlich wegen ihrer schönen Blüten in botanischen Gärten und in den Ziergärten der Fürstenhöfe angepflanzt wurde, so ist ihr feldmäßiger Anbau zur Nahrungsmittelgewinnung letztlich auf Roßbacher Bauern zurückzuführen, und zwar weit über 100 Jahre vor den Bemü-

Grundnahrungsmittel in vielen europäischen Ländern geworden. Wie sehr die Ernährung der Bevölkerung davon abhing, wurde besonders drastisch am Beispiel Irlands demonstriert. Dort starben in den Jahren 1845 bis 1850 wegen Kartoffelmissernten etwa eine Million Menschen den Hungertod. Ursache für die Missernten war das Auftreten der Kartoffelbraunfäule (*Phytophthora infestans*), die unter den mehr als 300 bekannten Kartoffelkrankheiten und -schädlingen den größten wirtschaftlichen Schaden anrichtet.

Die gleiche Pflanzenkrankheit führte in Deutschland während der Kriegsjahre 1916/17 zum berüchtigten „Steckrübenwinter“. Belief sich damals die jährliche deutsche Kartoffelernte auf durchschnittliche 50 Millionen Tonnen, so hatte die Braunfäule diese Menge in etwa halbiert. Rüben mussten deshalb auf weite Strecken die Kartoffel ersetzen. Wie wichtig schließlich die Kartoffel für die Ernährung in den Elendsjahren nach dem 2. Weltkrieg war, wissen viele noch aus eigenem Erleben.

Mittlerweile ist in Europa und auf dem Gebiet der früheren UdSSR die Kartoffelproduktion stark zurückgegangen, was mit dem geringer werdenden Kartoffelkonsum der Menschen sowie der teilweisen Umstellung der Schweinemast von Kartoffeln auf Getreide zusammenhängt. Dagegen sind beträchtliche Zuwächse in Afrika und Asien zu beobachten, denn durch neuere Züchtungserfolge ist es möglich geworden, die Kartoffel auch in den wärmeren Ländern anzubauen.

In Mittel- und Südamerika, wo der Kartoffelanteil an der Ackerfläche traditionell hoch ist, änderte sich der Umfang der Anbauflächen kaum, die Flächenerträge gingen jedoch wie

überall auf der Welt in den letzten Jahrzehnten steil nach oben.

Gute Zukunftsaussichten für die braune Knolle

Während sich, global betrachtet, 1950 im Durchschnitt etwa zwei Personen von einem Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche ernähren mussten, werden es im Jahr 2000 über vier Personen und – bei weiterhin wachsender Weltbevölkerung – im Jahr 2050 voraussichtlich sogar sieben Personen sein. Da die Kartoffel im Vergleich zum Getreide im allgemeinen einen höheren Nährstoffertrag pro Flächen- und Zeiteinheit hervorbringt, wird damit ihre Bedeutung als menschliches Nahrungsmittel schon allein wegen der weltweit knapper werdenden Ackerfläche steigen.

Wer sich für damit zusammenhängende weitergehende Fragestellungen und Probleme interessiert, dem sei das 1995 erschienene Taschenbuch „Welthunger und Naturbewusstsein“ von Walter Kreul und Michael Weber zur Lektüre empfohlen. Aus land- und forstwirtschaftlicher Sicht wird darin untersucht, wie das sich brisant entwickelnde Spannungsverhältnis zwischen stetig zunehmender Erdbevölkerung einerseits und Nahrungsmittelproduktion andererseits vielleicht doch noch zum Ausgleich gebracht werden kann.

Die Kartoffel spielt jedenfalls bei all diesen Bemühungen eine gewichtige Rolle, stellt sie doch bereits jetzt nach Reis, Weizen und Mais das viertwichtigste Grundnahrungsmittel der Menschheit dar. Dass es überhaupt so weit kam, dazu haben innovati-
onsfreudige Roßbacher Bauern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen ganz entscheidenden, bis in unsere Tage wirkenden Beitrag geleistet.
Dr. Walter Kreul

aus mehreren Ortsteilen und Einschichten.

Im Osten grenzt es an Sachsen (Stadtbereich von Bad Elster). Die südliche Nachbargemeinde ist Neuberger. Im Westen ist die Gemeindegrenze gegen Friedersreuth wohl sehr spät und recht willkürlich gezogen worden, so dass im Bereich des „Neubau“ die Häuserzeilen beider Gemeinden praktisch Straße an Straße liegen. Die weit gegen Norden vorgeschobene Gemeindegrenze gegen Roßbach verläuft am Rande des einst herrschaftlichen Waldreviers „Längenau“ und dann quer durch das Waldrevier „Kessel“.

Die Ortsteil- und Flurbezeichnungen spiegeln die wechselvolle geschichtliche Entwicklung des Dorfes wider: Unter „Dorf“ verstand man den alten Ortskern. Die „Glitsche“

(652 m) war gegen Osten, unmittelbar an der sächsischen Grenze gelegen. Die „Juchhe“, ebenfalls hochgezogener Ortsteil (660 m) am Weg von Neuberger über die „Wach“ (671 m) nach Roßbach. Der Name hängt mit „Joch“ (Übergang) zusammen. Der „Strittichbrunnen“, ebenfalls in Grenznähe, versiegte nie.

Es soll um ihn der Sage nach zu Streitigkeiten, ja sogar tätlichen Auseinandersetzungen, zwischen den gräflichen Zedtwitz-Vettern von Neuberger und Elster gekommen sein, ein strittiger Brunnen also. Weiter gab es die Kesselspitz, den Lehenwinkel, die Schaftrift, die Längenau, die Einzig, den Berg, die Mühle, den Dörröfen (Flachsdörre !), die Kohlstatt (eine alte Meilerstätte), die Maschine, den Neubau, die Mossbrück (benannt nach dem Holzknüppelweg der den moorigen Grund überbrückte). Das große Waldrevier dort besaßen die Zedtwitz-Linien Sorg, Neuberger-Unterteil und Neuberger-Oberteil, später wurde es von der Ascher Fabrikantenfamilie Fischer erworben.

Weitere Flurnamen: Bärensteich, Waldhaus (Sitz des herrschaftlichen Jägers), Vogelherd, Thorhof, Thorberg, Thoracker, Schmiedacker, Hungersberg, Hohberger, Pferdebrunnen, Alte Straße, Neustadt, Frongut (auch Fronhof, einst herrschaftlicher Hof neben der Wallinsel). „Neuenteich“ schließlich war der Ortsteil, der sich um den Teich gleichen Namens, die Bahnstation und die Spinnerei entwickelte. Der „Neue Teich“ galt übrigens als das zweitgrößte stehende Gewässer im Ascher Land mit 3,42 ha. An der Straße soll er eine Tiefe von ca. 9 m gehabt haben.

Die Gemeinde Thonbrunn zählte 1688 fünfzehn Anwesen mit etwa 80 Einwohnern. Hundert Jahre später lebten in 23 Anwesen 150 Menschen, nochmals ein knappes Jahrhundert weiter (1869/70) waren es 531 Einwohner in 59 Anwesen. Von der Jahrhundertwende an ging es steiler aufwärts: 1900 gab es 99 Anwesen mit 731 Einwohnern, 1910 schon 112 Anwesen mit 812 Einwohnern. Dann stagnierte die Einwohnerzahl. Nach dem Ersten Weltkrieg war sie auf 746 in 114 Anwesen gesunken. Im Jahre 1939 wurden schließlich 818 Einwohner in 153 Anwesen gezählt.

Wie in allen Dörfern stieg auch in Thonbrunn bei einsetzender Industrialisierung die Bevölkerungsziffer stets an, ebenso die Bautätigkeit, wobei ab 1800 die Wohnhäuser weitgehend von Hauswebern und Fabrikarbeitern errichtet wurden. Die nach Rückgang der Hausweberei freierwerdenden Arbeitskräfte konnten in der Neuenteicher Spinnerei sowie in Neuberger, Ascher oder Roßbacher Textilbetrieben Arbeit finden, ohne

Der Ort Thonbrunn

In dem Buch „Die eigenwillige Historie des Ascher Ländchens“, welches im Jahre 1977 der Heimatverband Asch unter der Regie von Dr. Benno Tins herausgegeben hat, ist über den Ort Thonbrunn ein längerer Beitrag von Herrn Arno Ritter.

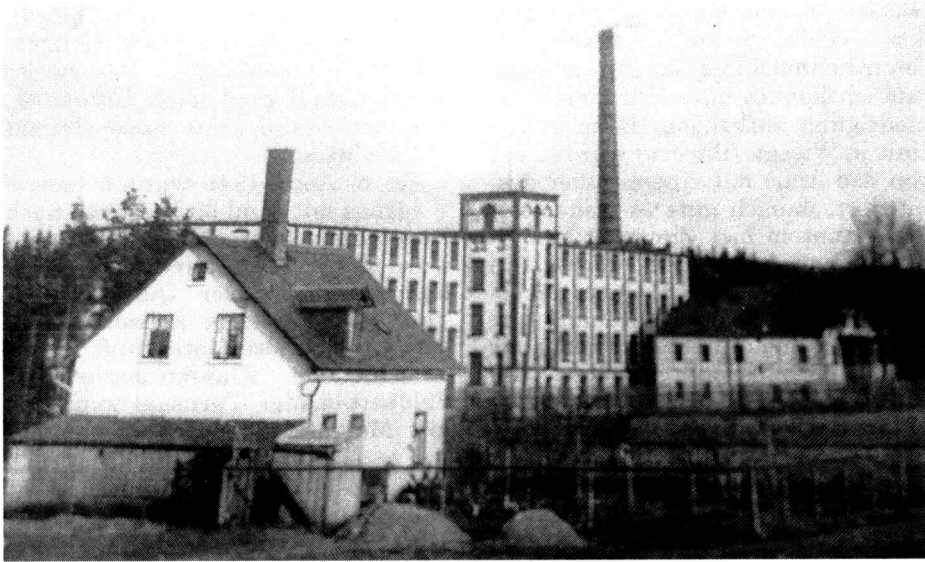
Ich möchte heute einen kurzen Auszug aus diesem Beitrag bringen.

R. H.

Thonbrunn kann als einer der ältesten Orte des historischen Egerlandes angesehen werden.

Obzwar in geographisch-morphologischer Hinsicht eigentlich im Bereich des Hofer Regnitzlandes gelegen, war Thonbrunn seit ältester Zeit ein Bestandteil der „Regio Egria“, d. h. des Reichslandes Eger.

Die Gemeinde Thonbrunn besteht



Die Neunteicher Vigognespinnerei Christof Fischer in Thonbrunn

dass die Aufgabe ihrer Thonbrunner Wohnung notwendig gewesen wäre.

Thonbrunn kann nach dem vorliegenden Zahlenmaterial bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts als reines Bauerndorf angesehen werden. Nach erfolgreicher Industrialisierung überwog dann der Anteil der in der Textilbranche Beschäftigten. Nach dem 1. Weltkrieg wurde in Thonbrunn die Gardinenweberei Franz und Reinhold Martin (Goßler) errichtet. Die zu gleicher Zeit in Neunteich errichtete Ziegelei musste wieder stillgelegt werden. Der zur Verfügung stehende Lehm war zur Herstellung brauchbarer Ziegel nicht geeignet, er war zu sehr mit Steinen durchsetzt.

Auch das größte Unternehmen des Ortes, die „Neunteicher Spinnerei“ hat eine wechselvolle Entwicklung aufzuweisen:

Die erste Anlage, von Wasserkraft betrieben, entstand bereits 1833. Nach mancherlei Auf und Ab erwarb ein völlig baufällig gewordenen Betrieb der aus Werdau stammende Industrielle Hugo Schmelzer und errichtete an seiner Statt eine moderne, sechs Stockwerk hohe Grobgarnspinnerei mit Kesselanlage. Der Kamin für Kohlefeuerung war 45 Meter hoch.

Die Produktion auf 24.000 Spindeln lief 1905 als Zweigbetrieb des Werdauer Stammhauses an.

Vor dem 1. Weltkrieg wurden täglich ein Waggon Kohle und vierzig Ballen Rohbaumwolle verbraucht. Es wurden Gespinste aus ostindischer und amerikanischer Baumwolle hergestellt.

Hugo Schmelzer, der mit der Neunteicher Spinnerei der Landschaft zwischen Thonbrunn und Friedersreuth ihr typisches Gepräge gab, verstarb im Jahre 1918 ohne Hinterlassung eines geeigneten Nachfolgers. Das war auch der Grund zum bereits

1913 erfolgten Verkauf des Unternehmens an den Ascher Industriellen Christof Fischer, unter dessen Leitung der Betrieb bis zur Vertreibung durchschnittlich 200 Arbeitskräfte beschäftigte. Die Firmenbezeichnung war: Neunteicher Vigognespinnerei Christof Fischer. Er vergrößerte und modernisierte 1914 die gesamte Kessel- und Maschinenanlage. Zur Realisierung seines wichtigsten Projektes, einer betriebseigenen Färberei, erwarb er den „Neuen Teich“, der sich um diese Zeit noch im Besitz der Schönbacher Grafen von Zedtwitz befand. Die Baumwollfärberei wurde erst nach dem 1. Weltkrieg in Betrieb genommen.

Wie in allen Dörfern des nördlichen Ascher Landes konnten auch Thonbrunner Bauern nur durch intensivste Bodenarbeit die Existenzfähigkeit ihrer relativ kleinen Höfe erreichen. Auch die Waldwirtschaft brachte den Bauern keine nennenswerte Verbesserung, da die großen umliegenden Wälder bis ins 20. Jahrhundert Eigentum der Zedtwitz waren und später von den Textilindustriellen Zappe/Roßbach und Fischer/Asch erworben wurden. Vor dem 1. Weltkrieg gab es im Ort eine beachtliche Bienenzucht und auch etwas Obstanbau wurde gepflegt. Vier Gasthäuser luden zur Einkehr ein.

Kirchlich gehörte Thonbrunn in ältester Zeit nach Asch, später zur Neuberger Kirche. Die Katholiken waren ursprünglich auch nach Asch eingepfarrt, später nach Errichtung einer katholischen Kirche nach Roßbach.

Thonbrunn war seit 1850 Kastralgemeinde und der politischen Gemeinde Neuberger zugeteilt. Seit 1903 hatte es eine eigene Gemeindeverwaltung. Im Jahre 1939 hatte es eine Größe von 569 Hektar Bodenfläche, davon 313 Hektar Wald.

Egerländer Sprüche

Wos da Vuagl niat kennt,
frisst er niat!

☆

Wos sich niat schickt,
is na Menschn sa Glück!

Ma deaf niat alles glaubm!

Wenn ma älter wird, zwickts bal daou, bal dort. Oft helfen koi Tropfm, koa Einreibung oder Franzbranntwein.

Derethalm is aa die Nannl zan Dokta ganga und hout nan ihr Leid klagt, waal ihr rechter Arm sua grissn haout.

Da Dokta untersoucht se, messt na Puls und Blutdruck, koa owa nix finna und sagt zu ihr: „Gute Frau, Ihnen fehlt weiter nix im Arm. Das ist einfach das Alter.“

Die Nannl überlegt und sagt draaf zan Dokta: „Herr Dokta, des koa niat saa, dass des von Alter kinnt, waal ma rechter Arm is grad sua olt wie da linke und daou spüre ja aa nix!“



„Vertrieben aus Asch, angekommen in Dörnigheim — die Vertreibung nach Kriegsende“

Ein Leser erinnert sich an die Vertreibung der Ascher vor 70 Jahren.

Anfang April 1946 trafen die ersten Heimatvertriebenen aus der Stadt und dem Landkreis Asch — dem ehemaligen Sudetenland — in Dörnigheim ein.

Der Hergang unserer Vertreibung: Ende März 1946 erhielten wir den Befehl zur Aussiedlung durch die mittlerweile tschechoslowakische Behörde. Innerhalb kürzester Zeit hatte man sich mit 50 Kilo Gepäck pro Person in einem Sammellager einzufinden. Vorher wurde unser weniges Hab und Gut nochmals durchsucht und die besten Sachen konfisziert. Haus und Grundbesitz sowie sonstiges Vermögen wurden vom tschechischen Staat beschlagnahmt. Entziehen konnte man sich diesem Befehl nur durch Flucht, aber wehe dem, der erwischt wurde.

Nach drei Tagen Aufenthalt im Lager, wurden wir eines Nachmittags auf Lastautos verladen und in halbsbrecherischer Fahrt zum Bahnhof in Asch transportiert. Dort stand ein Zug mit 40 Viehwaggons bereit, in jeden der Waggons wurden 30 Personen mit ihren Habseligkeiten verladen. Für Jugendliche vielleicht

ein Abenteuer, aber für ältere Menschen eine Tortur. Die Verrichtung der Notdurft, das Aus- und Einsteigen in einen Viehwaggon — fast unvorstellbar.

Vom Ascher Bahnhof wurden im März bis November 1946 insgesamt 28 solcher Transporte mit circa 30 Tausend Menschen überwiegend nach Bayern, Hessen und in die Ostzone vorgenommen. Unser Zug — es war der dritte Transport — ging am 2. April 1946 mit insgesamt 1207 Personen über die Grenze nach Bayern in eine ungewisse Zukunft.

Hinter der Grenze lagen an den

Gleisen entlang die weißen Armbinden, welche jeder Deutsche zur Kenntlichmachung tragen musste. Endlich konnte man sich dieser Erniedrigung entledigen. Beim ersten Halt in Wiesau (Bayern) wurden wir von den Amis mit einem Puder desinfiziert, danach ging es weiter mit unbekanntem Ziel. Zunächst hieß es wir kämen ins Allgäu, doch dann landeten wir in Hessen. Unser nächster längerer Halt war Hanau, dort stand der Zug auf einem Nebengleis des zerstörten Hauptbahnhofs. Hier wurde der Transport aufgeteilt, die größte Gruppe kam nach Dörnig-

heim, weitere Orte waren Hochstadt, Hohe Tanne, Hüttengesäß, Langenselbold, Wachenbuchen. Der zweite Transportteil ging nach Höchst/M., der dritte fand seine neue Heimat im Rheingau.

Am 5. April 1946 wurden unsere Waggons mit rund 90 Personen nach Dörnigheim gebracht. Am Bahnhof wurden wir von Fuhrwerken abgeholt und in unser Quartier, die Volksschule (jetzige Polizeistation), gebracht. Unsere Unterkunft waren verschiedene Klassenräume mit Feldbetten, der Turnsaal zum Teil mit Matratzenlager. Dörnigheimer

Ausweisungsbefehl aus Böhmis'ch Leipa.

Fotokopie, 14. Juni 1945, 1 Seite, gedruckt. — In deutscher Sprache.

Preklad:

Befehl des Militärortskommandanten

Die Einwohner deutscher Volkszugehörigkeit der Stadtgemeinden Böhmis'ch Leipa, Alt-Leipa und Nimes, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes, verlassen am 15. Juni 1945 um 5 Uhr früh ihre Wohnungen und marschieren durch die Kreuz- und Bräuhausgasse auf den Sammelplatz beim Bräuhaus in Ceské Lipe.

In Nimes versammel sie sich im Raum Kreuzung 200 Meter westlich der Eisenbahnbrücke (Straße in der Richtung Reichstadt).

Diese Anordnung betrifft nicht die nachstehend angeführten Personen und die Familien derselben:

- I. 1. Ärzte, Tierärzte, Apotheker, Pflegepersonal und Feuerwehr.
2. Gewerbetreibende und Angestellte der im Gange befindlichen Versorgungsunternehmungen.
3. Schmiede, Schlosser-Kraftfahrzeug-Reparaturwerkstätten, Schneider und Schuhmacher, die ihr Gewerbe betreiben.
4. Angestellte der im Gange befindlichen Fabriken und Unternehmungen.
5. Angestellte der Eisenbahn, der Post sowie der Verkehrsunternehmungen.

Die unter Nr. 1—5 angeführten Personen haben sich mit einer Bestätigung über die Beschäftigung auszuweisen. Falls sie sich entfernen, werden sie zurückgeführt und entsprechend bestraft.

- II. Die Ausweisung findet keine Anwendung auf Angehörige der kommunistischen und der sozialdemokratischen Partei, die sich mit einer Legitimation der Partei legitimieren und nachweisen können, dass sie wegen ihrer Gesinnung oder der bejahenden Einstellung zur CSR verfolgt, d. h. inhaftiert oder ihres Postens enthoben wurden.

Jeder Einzelperson, auf die sich die Ausweisung bezieht, ist es gestattet mitzunehmen:

- a) Lebensmittel auf 7 Tage und
- b) die allernotwendigsten Sachen für ihren persönlichen Bedarf in einer Menge, die sie selbst tragen kann;
- c) Personalbelege und alle Lebensmittelkarten samt der Haushalts-Stammkarte.

Wertsachen: Gold, Silber und alle aus diesen Metallen hergestellten Gegenstände (Ringe, Broschen usw.), Gold- und Silbermünzen, Einlagebücher, Versicherungen, Bargeld, mit Ausnahme von 100 RM pro Kopf sowie Photoapparate sind in ein Säckchen einzulegen oder in verschnürte Papierpäckchen einzupacken, unter Bei-

schließung eines genauen schriftlichen Verzeichnisses dieser Wertsachen und unter Anführung der genauen Anschrift des bisherigen Wohnortes, der Wohnung und der Hausnummer. Diese Wertsachen in Säckchen werden an der Versammlungsstelle abgegeben.

Ich mache aufmerksam, dass jede Einzelperson einer strengen Leibesvisite unterzogen wird. Auch der Inhalt der Gepäckstücke wird genau überprüft werden. Es ist daher jede Verheimlichung der angeführten Gegenstände bei sich, sowohl in der Kleidung, als auch in den Schuhen und anderen Stellen, so z. B. im Handgepäck, zwecklos und wird bestraft werden.

Haustiere bleiben an Ort und Stelle, das Verzeichnis der Tiere ist unter Angabe der Hausnummer und der Straße gleichzeitig mit den Schlüsseln an der Versammlungsstelle abzugeben.

Unbewegliches Eigentum und Einrichtung, wie verschiedene Maschinen, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, ist an Ort und Stelle zu belassen, jede absichtliche Beschädigung dieses Eigentums oder Einrichtung wird streng bestraft werden. Desgleichen wird die Übergabe der angeführten Gegenstände und Einrichtungen an andere Personen zwecks Aufbewahrung bestraft werden. Schlüssel: Beim Abgang sind alle Haus- und Wohnzimmereingänge sowie die Eingänge der Hofgebäude bzw. der Werks- und Betriebsstätten zu verschließen, die Schlüssel von diesen Gebäuden von allen einzelnen Räumen sind mit Schnur zusammenzubinden und mit der genauen Anschrift der bisherigen Wohnstelle oder der Wohnung auf starkem Papier zu versehen, die an den Schlüsseln mittels Schnur zu befestigen ist. Vor dem Verlassen der Wohnzimmer und der Gebäude muss jede Eingangstür verschlossen und mit einem Streifen Papier so verklebt werden, dass dieser beide Türflügel verbindet und das Schlüsselloch überdeckt. In Häusern, in denen einige Mieter weiter verbleiben, werden bloß alle Eingänge der verlassenen Wohnräume abgesperrt und die Türen mit Papierstreifen überklebt. Nach Übernahme der Schlüssel werden alle Gebäude sofort von Militär- und Gendarmerieorganen durchsucht werden. Personen, welche unberechtigt und absichtlich die Gebäude nicht verlassen haben, haben eine strenge Bestrafung zu erwarten. Kranke, jedoch des Transports in einem Beförderungsmittel fähige Personen, werden von den Angehörigen ihres Haushalts zur Versammlungsstelle gebracht, von wo sie gemeinsam mit Transport durch das Rote Kreuz weiter befördert werden.

Böhmis'ch Leipa, den 14. Juni 1945.

Der Militärkommandant: pplk. Voves e. b.

Frauen unter der Leitung von Frau Allmannsdörfer, die Verantwortlichen der Gemeinde, an ihrer Spitze Bürgermeister Alwin Lapp haben die Heimatvertriebenen betreut und nach Möglichkeit unterstützt. Nach und nach wurden uns die Quartiere zugewiesen. Für die Dörnigheimer Hochstädter und Nachbargemeinden gewiss eine große Belastung. Zuerst die durch Bombenangriffe Obdachlosen aus Hanau, Frankfurt und Umgebung, nun schon wieder Fremde, wird mancher gedacht haben. Wo kommen die überhaupt her?

Im August des gleichen Jahres kam dann noch ein Transport aus Asch und Umgebung, nur diesmal war die erste Unterkunft der Saal im Gasthaus „Zur Mainlust“. Die Dörnigheimer rückten zusammen und stellten manches Zimmer zur Verfügung. Nicht immer gern, aber gemeinsam haben wir die schlimme Zeit gemeistert. Dafür gebührt allen, die mitgeholfen haben, unser Dank.

Auch die Ascher haben das Ihre dazu beigetragen, dass es in Deutschland wieder aufwärts ging. Man denke nur an den Häuslebau. Viele Landsleute, die Hab und Gut verloren hatten, strebten wieder nach einem eigenen Dach über dem Kopf. Dies gelang vielfach unter der Mithilfe der Gemeinnützigen Baugenossenschaft. Textil-, Handwerksbetriebe und Fachgeschäfte, auch ein Apotheker, wagten einen Neuanfang.

Besonders bei Textilunternehmen wie die Wirkwarenfabriken Zäh und Zipperer, die schon sehr früh nach der Vertreibung mit der Produktion begannen, fanden zahlreiche Heimatvertriebene und Dörnigheimer eine Beschäftigung. Anpacken hieß damals die Devise, sie war der Erlös für den Wiederaufbau nach dem Krieg.

„Jede Vertreibung ist ein Verbrechen gegen die Menschenrechte.“ (Prof. Peter Glotz.)

Kurt Lankl, Burgernickelstraße 27, 63477 Maintal

Karl Kristl:

Fast ein Ascher

(Fortsetzung)

Nach 1933 nahm das Deutsche Theater in Prag einen großartigen Aufschwung. Die Nazis vertrieben ja viele hervorragende Künstler von ihren Bühnen, die verbleibenden wenigen deutschen Theater halfen, so gut sie konnten. So manches kleine Theater in Österreich, der Schweiz und in der Tschechoslowakei hatte plötzlich ein Ensemble wie eine

Jahreszeiten

Grüner Frühling kehret wieder, bringt uns Blüten ohne Zahl,
Und sein fröhliches Gefieder jauchzt in Wald und Wiesental,
Jubelt ob dem Saatenfeld: O, wie herrlich ist die Welt!

Goldner Sommer, da in Bogen hoch die Sonne glänzend geht,
Und mit windbewegten Wogen sanftes Flüstern heimlich weht,
Durch das reiche Ährenfeld: O, wie herrlich ist die Welt!

Brauner Herbst, wo Früchte drängen sich im Garten und im Wald,
Wo von sanften Rebenhängen froh das Lied der Winzer schallt
Über das geleerte Feld: O, wie herrlich ist die Welt!

Weißer Winter — schneeverhangen liegt die Welt in stillem Traum;
In demantnem Glanze prangen Wald und Wiese, Busch und Baum,
Und im Silberschein das Feld: O, wie herrlich ist die Welt!

Ob der Frühling grünt und blühet, Sommer steht in goldnem Kleid,
Ob der Herbst in Farben glühet, ob's im Winter friert und schneit —
Glücklich, wem es stets gefällt: O, wie herrlich ist die Welt!

Heinrich Seidel (1842-1906)

Eingesandt von Hanna Meinel

Staatsoper. Unglück für die armen, davongejagten Künstler, Glück für die Provinztheater. Ich erlebte um die Zeit meiner Promotion noch einmal unvergesslich schöne Stunden am Deutschen Prager Theater. Wenn man die Besetzung las, konnte man oft meinen, man sei in der Berliner Staatsoper.

Die ganze Juristerei, so wie sie in dem uralten, muffigen Carolinum geboten wurde, langweilte mich unsäglich. Ein paar Vorlesungen besuchte ich, aber ohne jeden Gewinn. Schon mein Vater hatte von dem „alten Werunski“ erzählt. Der erste Professor, dem ich in den dunklen Gängen des alten Carolinum begegnete, war ein verhutzelter Mannchen, das unter beiden Armen Bücher schleppte, die er absetzte, wenn ihn einer grüßte, und dann mühevoll wieder aufsammlte. Wer er denn sei, fragte ich. „Ach, der alte Werunski!“ Er war immer noch da und las unverdrossen weiter. Man verstand kein Wort von dem Gemurmel des sicher hochverdienten Gelehrten. Also ging ich nicht mehr hin, zumal ich erfahren hatte, dass man die Juristerei auch ohne Vorlesungsbesuch bewältigen konnte. Das Rezept war scheinbar ganz einfach: Man hatte drei Staatsprüfungen mit Rigorosen zu bestehen, die erste, die rechtshistorische, frühestens nach drei Semestern. Zwei davon konnte man verbummeln. Dann musste man sich ein halbes Jahr hinsetzen und büffeln, nichts als büffeln. Daran hielt ich mich und schaffte es. Aber ungefährlich war dieses System beileibe nicht. Denn: Über ein Jahr ungebundener Freiheit mit 19, 20 Jahren, Mädchen, Freunderln, beide oft recht zweifelhafter Art, süßes Dolce far niente, Ferien im hei-

matlichen Asch, Affären, ein Verstrickt-sein in ein der Juristerei und aller disziplinierten wissenschaftlichen Bemühung völlig abgewandtes Leben, das machte die Hinwendung zur spröden, trockenen Materie unendlich schwer. Und viele, viele scheiterten. Ich schaffte es, dank der erstaunlichen Lerndisziplin meines Freundes Karl Seidel, des „Gelben“. Der markierte täglich nach einem genauen Plan das zu bewältigende Pensum mit Lesezeichen im Römischen Recht, in den Pandekten, im Kirchenrecht, in der deutschen und böhmischen Rechtsgeschichte. Er war nicht von seinen schrecklichen Wälzern zu trennen, bevor er nicht sein Pensum intus hatte. Ich dachte, es mit leichterem Hand zu schaffen, sah aber bald, wie überlegen mir mein Freund war. Da fügte ich mich denn unters Joch. Einzige Abwechslung während dieser Büffelei: Schach von zwei bis drei bei der Fanny, und sonntags nach ihrem Kirchgang.

Obwohl wir schließlich die Eröffnungen bei der Sizilianischen Partie, beim Damengambit und mehrere andere mit Varianten nach Aljechin, Lasker, Tartakower und Bogoljulow erlernt hatten, gewannen wir nie eine Partie. Es war schon ein hohes Lob, wenn die Fanny nur sagte: „Matt in zwei Zügen, Schwarzer!“ Meist warf sie vor dem Ende die Figuren durcheinander und uns hinaus. „Trottel!“, knurrte sie hinter uns her.

Wir selbst, der Seidel und ich, bevorzugten freilich eine amüsantere, schon vom unvergesslichen Roda Roda propagierte Form des königlichen Spieles. Wir besetzten das Brett mit verschiedenen Schnäpsen, die Bauern wurden von Karlsbader

Becherbittern verkörpert, die Türme von zwei großen Roßbachern, der König war ein doppelstöckiger Cognac usw. Wer eine Figur geschlagen hatte, durfte sie austrinken. Sehr amüsant war das, und beim Spielende kannte die Fröhlichkeit keine Grenzen. Bei dieser frivolen Schändung des königlichen Spieles erwischte uns eines Tages die Fanny. Erst begriff sie nichts. Als ihr dann die Situation aufging, sagte sie nur: „Ihr Schweine!“ Sie war so konsterniert, dass sie sogar vergaß, fristlos zu kündigen.

Kein Mensch in Asch, der mich nur etwas kannte, hätte je geglaubt, daß ich ganz termingemäß die erste juristische Staatsprüfung bestehen würde. Die Zweifel waren durchaus berechtigt. Denn unterdessen war ich auch Stammgast im Café Nikita geworden.

Das „Nikita“ war kein gewöhnliches Kaffeehaus — es war eine Institution. Nie wieder habe ich ein auch nur annähernd vergleichbares Lokal kennengelernt, trotz wirklich gediegener Wirtshaupraxis. Geegründet hatte es, wie mir bekannt wurde, ein Herr Hofmann. Es musste wohl in jener sagenträchtigen Zeit der alten k. u. k. Monarchie gewesen sein, da ein balkanesischer Herrscher, genannt „Nikita, der Hammeldieb“ als König von Montenegro seine Einkünfte aus dem Verkauf entwendeter Schafherden bezog, was ihm ein fröhliches Leben in Paris und Monte Carlo ermöglichte. Während seiner kurzen Aufenthalte im teuren Vaterland war er um die Rechtfertigung seines Beinamens „Hammeldieb“ erfolgreich bemüht. Die aufflammende Volkswut dämpfte er, heutige Verhaltensweisen östlicher Potentanten schon vorwegnehmend, durch Anlegen der Landestracht, freundliches Abtätcheln rotznasiger Kinder und ähnliches Possenspiel, auf welches das Volk zu allen Zeiten hereinfiel und noch hereinfällt. Sich ganz bescheiden gebend, entsagte er allen Prunkes mit der Herrscherkrone, die angeblich auch gestohlen war, und schützte das königliche Haupt lediglich mit einem Türkenfez. Seine Majestät und höchstdero für einen König ungewöhnliche Einkommensbeschaffung fanden seinerzeit viel Beachtung in der Presse. Nun, Herr Hofmann in der Ascher Bachgasse hatte physiognomische Ähnlichkeit mit

König Nikita von Montenegro. Um sich ihm, natürlich nur äußerlich, noch weiter anzunähern, soll er sich manchmal ebenfalls einen Fez übergestülpt haben. Aber das weiß ich alles natürlich nur aus Berichten.

Der Gründer des „Nikita“ war längst tot, als ich ... ja, wie soll ich sagen ... Zutritt fand, hinein durfte, aufgenommen wurde? Ich kann mich an meinen ersten Auftritt dort nicht mehr erinnern. Aber ich muss wohl Gnade gefunden haben bei der Stammtischrunde am „Kutscher-tisch“, gleich rechts neben der Eingangstüre, sonst wäre ich ja nicht viele Jahre Stammgast dort geworden. Im Nikita gab es nur fünf oder sechs kleine Tische. Warum es „Café“ hieß, weiß ich nicht, denn es wurde dort fast ausschließlich Flaschenbier der „Ersten Ascher Aktienbrauerei“ getrunken. Das Nikita

wurde von der Witwe des Gründers geführt. Die alles beherrschende Hauptperson aber war die Ilka, ihre stattliche blonde Tochter. Um die rankte sich alles. Sie präsidierte zusammen mit ihrem langjährigen Bräutigam, dem Wagner Richl aus der Linie der sogenannten „Sackgasswagner“ den Stammtisch. Dort musste man vorbei und wurde begutachtet. Das Urteil konnte vernichtend sein. Kam da einmal ein arrogantes Studenterl herein — er hat es später weit, sehr weit gebracht — fixierte die Stammtischrunde und fragte nachlässig und herablassend den Fleckl-Beck: „Wer sind denn Sie?“. Armer Irrer! „Ich bin“, antwortete mild der Fleckl-Beck, „aa near a Oaschluach, owa i büld ma nix draaf a!“ Der nachmalige große Mann kam nie wieder.

(Fortsetzung folgt)

Ein Frühjahrsgruß!



Die Schneeglöckchen läuten den Frühling ein.
Die Krokusse wollen die Ersten sein.
Die Gänseblümchen strecken sich der Sonne entgegen.
Die Wärme erweckt in der Erde das Leben.
So lässt unser Herrgott das immer richten.
Und durch seine Liebe — uns auf nichts verzichten.
Nur Frieden auf Erden — das ist ihm zu schwer.
Gegen die Unvernunft der Menschheit, wird er nicht „Herr“.
Drum lasst uns das Frühjahr froh erleben.
Es will uns naturreiche Freude geben.

Gertrud Andres-Pschera

DER HEIMAT VERBUNDEN
Organisationen, Heimatgruppen, Treffen

Treffen der Maintal-Ascher sowie Frankfurt und Umgebung

Bei wunderschönem, sonnigem Frühlingswetter trafen sich am 31. März 26 Personen bei „Miro“ (Turnhallengaststätte) in Maintal. Gerhild begrüßte mit dem passenden Gedicht von Möricke „Frühling lässt sein blaues Band flattern durch die Lüfte ...“ und im Anschluss zur Einstimmung einen Text zum Alter passend. Was sich alte Menschen wünschen und wofür sie dankbar sind. Geduld und Einfühlungsvermögen, da alte Leute nicht mehr so gut sehen, hören, und vieles nicht mehr können.

Nun stand der „Osterhase“ (unsere Betty) mit seinem Korb schon bereit und überraschte uns mit fei-

nen Lindtpralinen. Dazu passte das Kinderosterliedchen „Bunte Oster-eier, der Osterhas war da ...“. Als Dank sagte Gerhild einen Teil des noch heute gängigen Bilderbuchs „Die Häschenschule“ auf. Betty bekam im Namen der Gruppe als Dank für ihre laufenden Bemühungen einen Frühlingstrauß überreicht.

Nun wurde auch schon das als Gemeinschaftsgericht bestellte Essen aufgetragen und der Rinderbraten zerging förmlich auf der Zunge, dazu natürlich echte „Kniarle“. Als Nachtschicht reichte uns unsere Herma Zehner (nachträglich zu ihrem Geburtstag) feinen „Hochstädter“ Kuchen und das Geburtstagskind, unsere Elfi, spendierte mit Retti den Kaffee dazu, so dass Leib

Die Internetseite des Heimatverbandes Asch finden Sie unter der Adresse:
www.asch-boehmen.de

und Seele Freude erfahren konnten. Ein Schluck Roßbacher Magenbitter von Elfi rundete alles ab, dazu passte ein vorgelesener Witz aus der Seniorenzeitschrift, der Heiterkeit auslöste. Wie immer hatte auch Anneliese Lankl noch einen passenden Beitrag vom kleinen Osterhasen Stups. Man fragt sich bei schönen Anlässen: „Warum läuft die Zeit so schnell?“ Schon wieder wollte das „Schweinchen“ gefüttert sein und damit war die gemeinsame Zeit zu Ende. Mit guten Osterwünschen gingen wir auseinander.

Für unseren Obersenior Hans Tauscher hatte Betty eine österliche Genesungskarte vorbereitet, die wir unterschrieben. Wir vermischen ihn sehr.

Nächstes Treffen: 28. 4. im Bürgerhaus Kirdorf. Gäste sind herzlich willkommen.

Auskunft: Betty Winterling, Frankfurt/Main, Telefon 069 / 54 56 05.

54. Geburtstag: Am 25. 5. 2017 Herr *Jürg Ricklin*, C.-Spitteler-Strasse 18 in CH-8053 Zürich.

☆

NIEDERREUTH gratuliert:

92. Geburtstag: Frau *Berta Laufer* geb. Schirl (Ascherstraße).

85. Geburtstag: Frau *Hilde Gößler* geb. Kropf (Hammel).

76. Geburtstag: Herr *Max Färber* (Ascherstraße).

Unsere Toten

NACHRUf Zum Tode von Dr. Hermann Friedrich von seinen ehemaligen Klassenkameraden



Sehr schwer fällt uns der Abschied von unserem lieben Hermann (genannt Fritz) aus der ehem. Ascher Gymnasialklasse. Er war einer der besten Schüler und gleichzeitig eifriger Förderer und Garant einer lebendigen, positiven Klassengemeinschaft.

Noch während der turbulenten 30iger-Jahre des ersten Tschechenstaates hatte seine Schulzeit begonnen und dann, nach dem Anschluss des Sudetenlandes an das Dritte Reich, kam er mit etwa 70 gleichaltrigen Jungen und Mädchen an die damals sogenannte „Oberschule“, an der auch sein Vater Dr. Alois Friedrich als hochgeschätzter Lateinlehrer seit langem tätig war.

Die folgenden, zunächst recht erspriesslichen Schuljahre wurden leider bald überschattet durch die Unbill des 2. Weltkrieges, die zu einer erheblichen Belastung des regulären Unterrichts führen musste. Sogenannte „Kriegseinsätze“, wie Altmaterial- und Knochensammlung, Erntehilfe, Hopfenpflücken und vieles andere, erreichten schließlich ihren Höhepunkt im Kampfeinsatz als „FLAK-Helfer“ bei der Luftabwehr.

Unser Hermann Friedrich wurde dazu schon als 17-Jähriger mit fast allen Kameraden seiner Klasse nach Leuna (bei Halle) geholt, wo sich die

feindlichen Bombenangriffe auf das dortige größte deutsche Hydrierwerk konzentriert hatten.

Nach Kriegsdienst und Gefangenschaft kam er dann halbverhungert in seine inzwischen von tschechischer Soldateska und tschechischen Neuankömmlingen beherrschte Heimatstadt zurück und unterlag bald darauf mit seinen Angehörigen dem strikten Ausweisungsbefehl der wieder etablierten Prager Beneš-Regierung. Total ausgeraubt gelangte die Familie mit einem der üblichen Viehwagentransporte nach Bayern, wo sie schließlich eine passable neue Bleibe in Neuburg/Donau fand.

Unter materiellen Schwierigkeiten holte Hermann das Abitur nach und absolvierte ein Studium der Augenheilkunde, das er später in Baltimore/USA vervollkommen konnte. Dort lernte er auch seine aus Manila/Philippinen stammende Ehefrau Lucy kennen. Beide ließen sich in München nieder. Er wurde bald ein erfolgreicher und geschätzter Augenarzt mit ausgedehntem Patientenstamm, sie eine namhafte und beliebte Frauenärztin.

In München fand Hermann Friedrich nicht nur engen Anschluss an die dortige „Ascher Gmoi“, sondern auch neue Kontakte zu einstigen Schulkameraden. Unermüdlich war er bestrebt, alte Verbindungen aufrecht zu erhalten, zum Beispiel durch zahlreiche Klassentreffen in Bayern und Hessen. Dort glänzte er als vielwissender, weltgewandter Zeitzeuge mit erstaunlichen Einblicken in die Ascher Vergangenheit. Sein Erinnerungsvermögen, seine verbalen Beiträge, manchmal nur sinnige Randbemerkungen, gepaart mit Witz und Laune, oft in Ascher Mundart, zumindest aber in vertrautem Ascher Hochdeutsch, bleiben uns unvergessen. Sie entfalten das Portrait eines überaus angenehmen Zeitgenossen von großer Freundlichkeit, Güte und Hilfsbereitschaft, der sich trotz auffallender Intelligenz immer recht bescheiden und ohne jeden Dünkel bewegen konnte. Selbstverständlich hat er gemeinschaftliche Unternehmungen fruchtbar inspiriert, ganz im Interesse an der Erhaltung eines möglichst großen Kreises von getreuen Freunden.

Leider ist jetzt das Band zerrissen, das ihn bis ins hohe Alter mit seinen Lieben umschlang. Unser Gedenken gilt daher auch den Hinterbliebenen, besonders seiner schwerkranken Frau Lucy. Sie war regelmäßiger Gast bei unseren Treffen und in unsere Geselligkeit voll eingebunden. Einmal besuchte sie mit uns das Ascher Gymnasium, und als dabei in der Aula spontan der Egerländer Marsch gespielt wurde, stimmte sie, die „reingeschmeckte“

Wir gratulieren

93. Geburtstag: Am 21. 5. 2017 Frau *Ruth Willisch*, Iltisweg 9 in 53757 St. Augustin.

92. Geburtstag: Am 3. 5. 2017 Frau *Emilie Rezova*, Tylova 25 in CZ-35201 Aš. — Am 25. 5. 2017 Frau *Elfriede Jakob*, geb. Binder, An der Steingrube 12 in 36039 Fulda.

89. Geburtstag: Am 6. 5. 2017 Frau *Idl Marecek*, geb. Riedel, Terofalstraße 13/VIII in 80689 München, früher wohnhaft in Schönbach/Chwarzloh bei Asch. — Am 31. 5. 2017 Frau *Edeltraud Gemeinhardt*, geb. Böhm, Friedhofstraße 18 in 95152 Selbitz, früher wohnhaft in Neuburg bei Asch.

87. Geburtstag: Am 12. 5. 2017 Frau *Gisa Netsch*, Hirtenackerstraße 21c in 95463 Bindlach, früher wohnhaft in Nassengrub bei Asch.

86. Geburtstag: Am 26. 5. 2017 Frau *Marianne Zörner*, Dr.-Stumpfstraße 10 in A-6020 Innsbruck, früher Asch, Rosmaringasse 9.

83. Geburtstag: Am 20. 5. 2017 Herr *Ernst Schmidt*, Schellengasse 13 in A-9360 Friesach, früher Asch, Lange Gasse 21. — Am 24. 5. 2017 Herr *Erwin Ludwig*, Kellergasse 5 in 92693 Eslarn, früher wohnhaft in Neuburg bei Asch.

77. Geburtstag: Am 14. 5. 2017 Frau *Irmgard Wirth*, geb. Frank, Hellenstraße 20 in 35519 Rockenberg.

Postvertriebsstück
Verlag Ascher Rundbrief
Grashofstraße 11
80995 München

B 48294

Gebühr bezahlt

Alex Tins, Grashofstr. 11, 80995 München
ZKZ 48294, PVSt, DPAG, Entgelt bezahlt

0002381/4/2017
Herrn Dietmar Böhm
Kienwerder 6
17268 Mittenwalde

3 ###

Ostasiatin, mit vollem Register, herzlich und mundartgerecht in das „Egerländer, halt's enk zsam" ein. Hermann hatte es ihr offenbar gründlich beigebracht. Möge ihn

unser letzter Gruß erreichen!

Im Namen aller Übriggebliebenen aus der Ascher Gymnasialklasse der Jahrgänge 1927/28

Otto (Herbert) Fischer.

Nachruf auf Dr. Hermann Friedrich



Ein letztes Mal durften wir uns über den Besuch unseres lieben Dr. Hermann Friedrich, mit seiner netten Frau Luciana, in unserer heimatlichen Mitte freuen.

Hermann war nicht nur ein Ascher Landsmann, sondern ein sehr liebenswerter und hilfsbereiter Freund.

Der Ascher Rundbrief muss nun auf seine sehr interessanten und aufschlussreichen Berichte verzichten, die er gerne seinen Ascher Landsleuten vermittelt hat.

Ja — unser lieber Hermann nahm am 4. März seinen Abschied von uns allen. Es war ein Schock — den ich als seine ehemalige Gmeusprecherin — erst einmal verkraften musste. Wir standen immer auch zwischen den heimatlichen Nachmittagen, die er gerne mit Freunden und seiner Frau Luciana besuchte, in telefonischer Verbindung. Ein Telefongespräch war nicht nur ein Gespräch, sondern es endete stets mit einem kleinen „Schwank“ aus seiner Jugendzeit — und sehr humorvoll.

Auch an unseren Heimatnachmittagen verstand er es glänzend, uns mit so manchen ereignisreichen Ge-

schichten unser Wissen zu bereichern.

Wenn einmal einer meiner Urlaubstermine auf einen Heimatnachmittag fiel, war unser Doktorchen sofort bereit, seine Ascher Landsleute hervorragend zu unterhalten, wofür ich ihm natürlich sehr dankbar war. Hermann konnte sehr schön erzählen. Er hatte enormes Erinnerungsvermögen. Das war bewundernswert.

Ich kann Hermann zwar nicht mehr am Telefon hören, aber ich sehe ihn am Foto und erinnere mich an seine Gegenwart. So bleibt er in meinem Herzen.

Ich sprach noch mit Frau Luciana Friedrich vor der Beisetzung ihres Mannes. Wir verstehen uns ebenfalls sehr gut. Sie beteuerte mir — wie schon so manchesmal — dass Hermann ein sehr guter Ehemann für sie war, und in ihrer über 50-jährigen Ehe nie ein böses Wort zu ihr sagte.

Das ist ein Kompliment. So war er, unser lieber Freund Hermann. Nun gibt ihm Gott seinen verdienten Frieden!

Gertrud Pschera

SPENDENAUSWEIS

Heimatverband des Kreises Asch e. V.: Heimatverband des Kreises Asch, Sitz Rehau, Konto-Nr. 430 205 187 bei der Sparkasse Hochfranken, BLZ 780 500 00. IBAN: DE 92 7805 0000 0430 205 187 BIC: BYLADEM1Hof

Ascher Hütte: Deutscher Alpenverein, Sektion Pfaffenhofen-Asch, Sparkasse Pfaffenhofen, IBAN DE49 721 516 50 000 9107 608, BIC BYLADEM 1PAF.

Ascher Schützenhof Eulenhämmer: Verein Ascher Vogelschützen Rehau, IBAN DE54 780 500 000 430 203 349, BIC BYLADEM 1HOF

Für die Stiftung Ascher Kulturbesitz-Sitz Rehau: Konto siehe Heimatverband o Kreises Asch, Zusatz: „Für die Stiftung Ascher Kulturbesitz“.

Für den Erhalt des Ascher Rundbriefs: Ascher Rundbrief, Alexander Tins, Raiffeisenbank München-Feldmoching, IBAN DE89 7016 9465 0000 0404 87, BIC GENODEF 1M08.

Für den Heimatverband des Kreises Asch e. V.: Für Mitarbeit zum Erhalt des Ascher Rundbriefes, Dank für Geburtstagswünsche und sonstige Spenden:

20,— Euro spendete: Elise Thorn, Dank für Geburtstagswünsche.

150,— Euro spendeten: Karl und Gerda Schwab für die Stiftung Ascher Kulturbesitz. **Spenden vom 1. 3. bis 31. 3. 2017.**

Für alle Spenden sagt der Vorstand des Heimatverbandes „Herzlichen Dank!“

Für den Erhalt des Ascher Rundbriefs: 5,— Euro spendete: Wolf-Dieter Albert Buseck.

10,— Euro spendete: Edda Gemeinhardt, Bad Brambach.

20,— Euro spendeten: Elfriede Wunderlich, Frankfurt; Hildegard Burgmann; Elise Thorn, Ansbach.

30,— Euro spendeten: Doris Schwarz; Hans Joachim Blank, Bruchköbel; Hans Jürgen Forster, Wiesbaden; Maria Steiner, Mühlheim.

50,— Euro spendeten: Erna Sausmikat; Elisabeth Klug.

100,— Euro spendete: Walter Wunderlich, USA, Knoxville.

★

Herzlichen Dank allen Spendern!

Spenden für den Heimatverband Asch, die Stiftung Ascher Kulturbesitz, für die Ascher Hütte und für den Schützenhof Eulenhämmer bitte keinesfalls auf eines der nebenstehenden Geschäftskonten überweisen! Bitte benutzen Sie für Ihre Spenden die unter der Rubrik „Spendenausweis“ genannten Konten. Vielen Dank!

Ascher Rundbrief — Heimatblatt für die aus dem Kreise Asch vertriebenen Deutschen. — Bezugspreis: Ganzjährig 30,— Euro, halbjährig 15,— Euro, einschließlich 7% Mehrwertsteuer. — Verlag Ascher Rundbrief, Alexander Tins, Grashofstraße 11, 80995 München, Tel. 089/3 14 28 51, Fax 089/3 14 52 46. Veröff. gem. § 8 Bay.Pr.G., Alleininhaber Alexander Tins, Kaufmann, München. Schriftleitung Verlag Ascher Rundbrief, Alexander Tins, Anschrift w. o. Bankverbindung: Raiffeisenbank München-Feldmoching, Kto.-Nr. IBAN DE89 7016 9465 0000 0404 87, BIC GENODEF 1M08.